

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

10.—11. Heft

Oktober—November 1929

4. Jahrgang

Gesang des Deutschen

von Friedrich Hölderlin

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldulndend, gleich der schweigenden Mutter Erd,
Und allberkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben!

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich, ungestaltete Rebe! daß du
Schwankend den Boden und wild umirreest.

Du Land des hohen, ernstern Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der deine schon,
Oft zürnt ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest.

Doch magst du manche Schöne nicht bergen mir;
Oft stand ich, überschauend das holde Grün,
Den weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hellem Gebirg und sah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich,
Indes die Töne schüchtern die Nachtigall
Auf schwanker Weide sang, und still auf
Dämmerndem Grunde die Welle weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühen,
Die Edlen, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
Die Wissenschaft, wo deine Sonne
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Minervas Kinder? sie wählten sich
Den Olbaum früh zum Lieblinge, kennst du sie?
Noch lebt, noch waltet der Athener
Seele, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platons frommer Garten auch schon nicht mehr
Am alten Strome grünt, und der dürstige Mann
Die Heldenachse pflügt, und schen der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heiliger Wald! o Attika! traf er doch
Mit seinem furchtbarn Strahle dich auch, so bald,
Und eilten sie, die dich belebt, die
Flammen entbunden zum Äther über?

Doch, wie der Frühling, wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wir? ist denn Einer auch
Von unsern Jünglingen, der nicht ein
Athenen, ein Rätsel der Brust, verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! sie haben uns
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt,
Und täglich süht der holde, klare
Friede das böse Gewirre wieder.

Wo sind jetzt Dichter, denen der Gott es gab,
Wie unsre Alten, freudig und fromm zu sein,
Wo Weise, wie die unsren sind, die
Kalten und kühnen, die Unbestechbarn!

Nun! sei gegrüßt in deinem Adel, mein Vaterland,
Mit neuem Namen, reifste Frucht der Zeit!
Du letzte und du erste aller
Musen, Urania! sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Daß von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Daß einzig wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sei —

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie errät der Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Zehn Jahre deutscher Hochschulkurs in Hermannstadt

von Dr. Richard Esaki-Hermannstadt

Das Nachkriegsjahrzehnt hat in der allgemeinen geistig-seelischen Entwicklung des Auslanddeutstums eine so ausschlaggebende Rolle gespielt, daß nach seinem Ablauf mit Recht schon eine geistesgeschichtliche Wertung einsetzen kann. Jahrhundertalter Kulturbesitz ist in weitem Umfange mit einem Federstrich vernichtet worden, zahllose Fäden, die geistige Beziehungen knüpften, sind durch Grenzziehungen zerrissen worden — aber als Kontrastbild dazu regt es sich an allen Ecken und Enden, selbst den weltvergessensten, und drängt zum Licht. Wie eine Naturgewalt über allen menschlichen Satzungen und Friedensdiktaten bricht der Drang der deutschen Kulturgemeinschaft hervor, oft noch tastend, halb bewußt, halb in anderem Kulturbann lebend — aber überall erkennbar als eine Kraft einer durch die ganze deutsche Welt fluktuierenden Bewegung, die eben in ihrer überall zu beobachtenden Gleichmäßigkeit den Eindruck eines gesetzmäßig naturhaften Geschehens erweckt. — —

Die auslanddeutschen Hochschulkurse, die bald nach dem Zusammenbruch an vielen Stellen sich gestalteten, hängen mit diesem Elementarereignis des deutschen Geistes eng zusammen. Sie bilden den reinsten Kristallisationspunkt solcher Entwicklung. Offenbar stellt sich überall spontan dasselbe Bestreben in den Vordergrund: durch Herbeiziehung deutscher Universitätslehrer die solange gehemmte unmittelbare Verührung wieder- oder überhaupt neuzugewinnen und den eigenen Volksgenossen die innere und äußere Widerstandskraft durch Bekanntschaft mit den Darbietungen der hervorragenden Vertreter des Mutterlandes zu beleben. Aber auch ein anderer Umstand fällt entscheidend ins Gewicht: es galt in all den Ländern, wo Siedlungsdeutsche wohnen, in der Nachkriegszeit eine schwere Aufbauarbeit zu leisten den Staatsvölkern und den anderen mitwohnenden Nationen gegenüber: der deutsche Name war in den Staub getreten, mühsam und schmerzvoll mußte das Ansehen unseres Volkes wieder auf den ihm gebührenden Platz gehoben werden. Durch nichts aber erwirbt der Auslanddeutsche seiner engeren und der allgemeinen großen deutschen Kultur bei seinen Nachbarn solche Achtung wie durch geistige und künstlerische Spitzenleistungen. Es erweckt wohl einen gewissen Respekt, wenn eine kleine Minderheit trotz Bedrückung von allen Seiten ihre Volksschule doch erhält, ihre politische und wirtschaftliche Organisation durchführt, aber das was den übrigen am meisten Bewunderung einflößt, ist doch die Tatsache, daß aus all der Not einer Schicksalsminderheit heraus die innere Spannkraft bewahrt wurde, um den Drang nach höheren geistigen und seelischen Werten in die Tat umzusetzen. Eine deutsche Minderheit, die nicht den Versuch macht, auch im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben den anderen Kulturkreisen gegenüber ihren Platz zu behaupten, gibt den Anspruch

auf, im Auslande vollwertiger, geachteter Vertreter des deutschen Gesamtvolkes zu sein. Unsere stärkste Verpflichtung dem Mutterlande gegenüber besteht darin, daß wir nicht nur durch unser bloßes Dasein, sondern auch durch die täglichen Auswirkungen unseres höheren geistigen Lebens dem deutschen Wesen in unserem Lande dienen. In dieser Arbeit unterstützen uns als friedliche Vermittler vom Mutterlande her das Buch, die Zeitung, die Zeitschrift, die Musikkultur, der Rundfunk, das Kino. Aber ungleich wirksamer können wir allgemein die Kulturwerte in Erscheinung setzen, wenn der Gelehrte, der Künstler persönlich zu uns kommt. Vielleicht gerade weil durch die technisch so erleichterte Aufnahme aller geistigen und künstlerischen Produktion eine schon fast zu bequeme Nähe selbst dem räumlich entferntesten Geschehen gegenüber geschaffen wurde, wirkt die nicht mechanisch empfundene, sondern lebendig-sinnlich gespürte persönliche Nähe um so intensiver. Den prominenten Gelehrten selbst gesehen und gehört zu haben ist das eigentliche Erlebnis trotz Rundfunk und anderen technischen Wundern! — —

In dem aufgezeigten Sinne kommt den Deutschen Ferienhochschulkursen in Hermannstadt prinzipielle kulturpolitische Bedeutung zu. Sie sind neben den Veranstaltungen im Baltikum die ersten Versuche auf diesem Gebiet, sie haben erst die Methode und den Inhalt solcher Arbeit herauskristallisiert. Seit diesen Anfängen haben sich im sudetendeutschen, im schlesischen, polnischen, jugoslawischen Raume verheißungsvolle Organisationen geregelt — überall in guter Anpassung an die besonderen Umstände der geistigen Bedürfnisse, des Niveaus, der völkisch-politischen Lage.

Unsere Hochschulkurse in Hermannstadt hatten außer den angedeuteten Zielen noch die eine bedeutsame Aufgabe, einen Brennpunkt des geistigen Lebens für die weit verstreuten deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens zu schaffen. Es ist für die Vertiefung unseres deutschen Gemeinschaftsbewußtseins in Rumänien von ausschlaggebender Bedeutung, daß die führenden Kreise allmählich in eine immer engere Fühlung kommen. Nicht nur die große räumliche Entfernung trennt uns voneinander — Faktoren der Geschichte, der Stammes- und Glaubensverschiedenheit, der früher verschiedenen Staatszugehörigkeit, der ungleichen wirtschaftlichen und bildungsmäßigen Lage ergeben ein nur zu buntes Bild unserer Volksgemeinschaft. Tage eines deutschen Hochschulkurses mit ihrem starken geistigen und seelischen Auftrieb schaffen demgegenüber feste Bindungsglieder wenigstens in den intellektuellen Schichten unseres Volkes. — —

Der zehnte Deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt unterstrich die Bedeutung unseres Unternehmens als einer volkspolitisch entscheidenden Erziehungsarbeit, indem das übergeordnete Thema: Nationalitätenkunde gewählt wurde. Es ist bezeichnend, daß vielleicht an keiner Stelle die Durchschlagskraft der deutschen Wissenschaft, die Arbeit der deutschen Hochschule in der wirksamen Anwendung der Theorie auf die Praxis so augenscheinlich wird wie gerade bei den auslanddeutschen Hochschulkursen. Unsere politische,

kulturelle, wirtschaftliche Lage zwingt den deutschen Gelehrten geradezu, eine unmittelbare Anwendung seiner historischen, literarischen, geographischen, juristischen, statistischen usw. Forschungen auf das gegenwärtige Leben des deutschen Volkstums und auf seine Möglichkeiten in der Zukunft zu ziehen. Darin besteht vielleicht auch der Reiz und die geistige Unregung, die der reichsdeutsche Professor aus unseren Gebieten ausnahmslos mit sich nimmt, daß er in uns ein ganz ausgezeichnetes Objekt der wissenschaftlichen Beobachtung und Erfassung volksgeschichtlicher, gemeinschaftsgeschichtlicher Vorgänge findet.

Zehn Jahre deutscher Hochschulkurse in Hermannstadt bedeuten zehn Jahre allgemeindeutsche Entwicklung, zehn Jahre höchster Not und doch auch zehn Jahre deutscher Vertiefung und deutschen Geistesfluges zur hohen Entfaltung in alle Zukunft!



Die Räterepublik der Wolgadeutschen

von Oswald Zienau

Die Autonome Sozialistische Räterepublik der Wolgadeutschen ist jüngeren Datums: der XI. Rätekongreß des Wolgadeutschen Gebietes im Januar 1929 rief sich aus I. Rätekongreß der Autonomen Räterepublik der Wolgadeutschen¹⁾ und wählte entsprechend dem Unionsvorbilde das Zentrale Exekutiv-Komitee und den Rat der Volkskommissäre.

Vom Deutschen Komitee mit dem Sitz in Saratow, das den Selbstschutz gegenüber stark bedrückendem Banditenunwesen organisierte, bis zur national-kulturellen Autonomie hat es viele Zwischenstufen der Entwicklung gegeben. Deutschstämmige Bolschewisten haben organisatorisch diese Entwicklung in der Hand gehabt: in Anlehnung an die von der Staatszentrale im Laufe der Zeit mehr und mehr gewährten Minoritätenrechte und -freiheiten wurde die national-kulturelle Selbständigkeit der deutschstämmigen Siedler an der Wolga durchgeführt.

Die Stadt Pokrowsk, einziger Gebietsseisenbahnpunkt von einigermaßen Bedeutung und dicht an der Wolga gelegen, ist bei der letzten Gebietsabrundung und Einbeziehung andersrassiger Splittergruppen das politisch-administrative Zentrum dieser Wolgadeutschen Republik geworden. Ein politisch-administratives Zentrum, ohne den geringsten Ausdruck neuorientierten Nationalwillens; ein in allem Wesen typisches Kosakendorf, in dem die nur deutschen Aufschriften zu Ämtern oder Organisationen auch nicht einen Hauch deutschen Geistes vermitteln können. Bezeichnend für die erste Richtung und den Umweg, den der deutschstämmige Bolschewismus geht, um zu den Kolonisten zu gelangen oder vielleicht auch nicht zu gelangen! Denn bislang vollzieht sich diese Entwicklung zu einer national-kulturellen Psyche ohne Resonanz bei den deutschstämmigen Bauern der

¹⁾ Die Räterepublik setzt sich zusammen aus 67% Deutschen, 17% Großrussen, 9% Ukrainern und 7% sonstigen Einwohnern.

Wolgawiesenseite und mit größter Zurückhaltung und mehr neugierig betrachtet als gewertet bei den Klein- und Hausgewerblern des Wolgaberglandes.

Losgelöst vom natürlichen Kultur Mutterboden, der ehemaligen Katharinenstadt (heute Marystadt), und — bolschewistisch gedacht durchaus verständlich — in sicher gewollt losester Verbindung mit diesem, ist der deutsch-bolschewistische Autonomiegedanke nur zu finden in den Köpfen der knapp fünf Prozent Bolschewisten, die zu allergrößtem Teile in Pokrowsk domizilieren. Der deutsche Wolgakolonist steht in keinem inneren Verhältnis zu der vollzogenen Neuordnung; mit den elementarsten Neueinrichtungen hat er sich nicht vertraut gemacht, ist ohne dringliche Not nur wenig oder teilweise selbst dann nicht in Beziehungen zu dem bolschewistischen Behördenapparat getreten. — Alle Entwicklung zur nationalen Autonomie vollzog sich abseits vom Bewußtsein oder gar der tätigen Förderung des Kolonisten; auch die Anteilnahme an dem inneren Ausbau der Autonomie zu einem wahren Ausdruck bäuerlichen Deutschtums mit all seiner Charakteristik ist nicht zu bemerken.

Raum, daß der Wolgakolonist sich seiner deutschen Abstammung noch bewußt ist; eine mehr wie 140-jährige Russifizierungspolitik, mit allen Schikanen betrieben, hat hier vollsten Erfolg gehabt: das Nationalgefühl so gut wie erloschen, die Heimatsprache zu einem deutsch-russischen Kauderwelsch geworden und das Typische in Gestalt und sonstigen Merkmalszeichen ausgelöscht, untergegangen. Wie furchtbar augenscheinlich das alles wird bei Fahrten durch die deutschen Siedlungen oder am stärksten bei Aufenthalt in ihnen: Alles eigenkulturell oder national Wesentliche ist verschwunden, ist stark zersetzt von den Einflüssen der russischen und ukrainischen Umgebung. — Gerechterweise muß bei solchen Feststellungen aber daran erinnert werden, daß wohl keine der deutschen Kolonisationen Rußlands unter so ungünstigen Entwicklungsverhältnissen zu leiden hatte, wie eben die an der Wolga. Waren die Mizernten in der bolschewistischen Epoche wohl am ungeheuerlichsten in ihren Auswirkungen, so waren sie aber nicht die einzigen; seit Beginn der Kolonisation aufgetreten, haben sie mit noch anderen unglücklichen Zusammentreffen oder Folgeerscheinungen die bäuerlichen Wirtschaften nicht ersiarten und damit den Bauern selbst nicht wehrhaft genug gegen Kulturunterdrückung sein lassen. Kraftlos geworden in der Seele, kämpft der deutschstämmige Bauer an der Wolga in der harten Fron eines widerspenstigen Bodens nur noch um seine nackte Existenz; diese Bodenfron und die haarsträubenden Naturkatastrophen vergangener Jahre, aber mit noch nicht restlos behobenen Einwirkungen, haben den Wolgakolonisten vergessen lassen, daß es neben den leiblichen auch geistige Bedürfnisse gibt und daß die Erhaltung und der Kampf um bedrohter nationaler Kulturgüter willen etwas durchaus Wesentliches und Wertvolles ist. — Nur wer mit eigenen Augen gesehen hat, welche ungeheuere Tragik dieser Nurbrotkampf in das Leben dieser Menschen und der Gemeinschaft getragen hat, wird voll und ganz ermessen können, welche Riesenaufgabe die Erziehung zu national-kulturellem Eigenleben ist und unter welcher besonderen Voraussetzungen diese Aufgabe nur durchgeführt werden kann. —

Der Bolschewismus leistet sich eine anerkennenswert weitherzige Behandlung der Nationalitätenfrage; in der Ideologie an sich von einem starken nationalen Grundton getragen, ist die Nationalität gegenüber der Dogmatik zu zweitrangiger Bedeutung herabgesunken. So ist absolut viel Wahres daran, wenn die Pokrowsker Führerschaft den Nationalcharakter ihrer Selbständigkeitsbewegung in den Vordergrund stellt. Hiermit zusammenhängend ist auch durchaus glaubhaft die Beteuerung, daß die eigenkulturelle Erziehung der Wolgakolonisten stärkste Förderung im Rahmen des Möglichen erfahren wird. Zu bedenken ist hierbei nur, daß der Rahmen des Möglichen aber auch gezogen wird durch die bolschewistische Ideologie. Wer längere Zeit hindurch diese deutsche Räterepublik bereist hat, gewinnt den unbedingten Eindruck, daß die betonte Unterstreichung des national-kulturellen Charakters des wolgadeutschen Rätestaates etwas mehr wie Phrase ist!

Es ist schon gesagt, daß Pokrowsk ohne jegliche Note eines geistigen Deutschtums ist; schwer denkbar ist es auch, daß diese alte und verschmutzte Rosafenstadt jemals der geistige Mittelpunkt eines neuerstarkten Nationalbewußtseins und -willens werden könnte. Um so stärker empfindet man aber in dem natürlichen Kulturzentrum des wolgadeutschen Gebietes, in Margstadt (früher Katharinenstadt), den Willen zur Betonung nationaler und kultureller Selbständigkeit: Nicht allein, daß das äußere Bild dieser Siedlerstadt ein viel höheres Kulturniveau als Pokrowsk und alle anderen nurdeutschen Siedlerstädte im Innengebiet der Räterepublik bezeugt; sondern es ist vor allem die geistige Einstellung zu den national-kulturellen Problemen und der aus dieser Psyche erwachsene Impuls, der stark empfindbar die national-kulturellen Wiederaufbauarbeiten vorwärts treibt, die Margstadt allein zum Ausgangspunkt einer so gearteten Selbständigkeitsbewegung prädestinieren. Offiziell ist diese geistige Wiederaufbauarbeit geleitet und beherrscht von der bolschewistischen Ideologie. Und doch: wer tieferen Einblick in den Stand der Beziehungen der deutschstämmigen Bolschewisten zum Kolonisten bekommen hat und hiernach die Entwicklungsmöglichkeiten und die leztliche Richtung der so eingeleiteten Kulturarbeit beurteilt, der weiß, daß erstens dieser Weg zum national-kulturellen Wiedererwachen der einzig gegebene ist und daß zweitens der ausschlaggebende Erfolg nicht die Verankerung der bolschewistischen Phraseologie sein wird, sondern einzig und allein das Wiedererstarken und die Vertiefung des deutschen Gedankens.

Mit Ausnahme von wenigen Mennonitensiedlungen, die durch ihre besondere gemeindliche Organisation und Wirtschaftspolitik den Auswirkungen der Natur- und Revolutionskatastrophen viel gewappneter begegnen konnten, ist der innere und äußere Zustand der Siedlungen und der Kolonistenwirtschaften mit nur geringen Ausnahmen ein solcher, daß genereller Neuaufbau in vollem Umfange und die Beschaffung kompletter landwirtschaftlicher Betriebsrichtungen zur Wiederherstellung voller wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und Rentabilität — wovon die Entwicklung der Volkswirtschaft der Wolgadeutschen Republik ganz und gar abhängig ist — notwendig ist. Aus den durch die Moskauer

Zentralregierung zur Überwindung der Mißerntefolgen zur Verfügung gestellten Geldern, die augenscheinlich der allergrößten Not abgeholfen haben, hat darüber hinaus die Prokowsker Regierung Großackergerätschaften aufgekauft und mit Hilfe genossenschaftlicher Bauernorganisationen der Inbetriebnahme zugeführt. Ausschlaggebend für die Lage der Kolonisten und damit der Volkswirtschaft der Wolgarepublik ist, daß Unbaufläche und Viehbestand noch immer stark zurückgeblieben sind gegenüber dem Stande der Vorkriegszeit: 1910 wurden auf dem Gebiete der deutschen Kolonisation 955 000 Desjatine (100 %) bebaut, so 1920 798 000 (83 %), 1923 472 000 (45 %), 1924 558 000 (59 %) und 1925 630 000 (65 %) Desjatine. Der Gesamtviehbestand sank von 1916 mit 1 281 917 Stück zu 1924 auf 647 722 (50·5 %) Stück; die Viehhaltung auf einer Bauernwirtschaft ist dementsprechend zurückgegangen von 14·6 auf 7·3 Stück durchschnittlich. Ackervieh — Pferde und Großhornvieh — sind im Herbst 1924 vorhanden: Pferde 29·5 % und Großhornvieh 60·5 % der Friedenshaltung.

Es haben diese Verhältnisse ihren starken Einfluß auf die einzelnen Gesellschaftsgruppen unter der Kolonistenschaft gehabt; der „reiche Bauer“ der Vorkriegszeit ist an der Wolga insbesondere eine ausgelöschte Persönlichkeit. Nur in den Fällen, wo die „Großfamilie“ Zusammenfassung und rationelle Ausnutzung der Arbeitsmittel und -kräfte erlaubt bei größerem und verzweigterem Wirtschaftsbetriebe, ist der Wirtschaftszustand und -wohlstand ein über das Allgemeiniveau weit hinausgehender. Begünstigt durch solche wirtschaftsstärkende Voraussetzungen, hat hier sich das bolschewistische Kollektivwirtschaftssystem zu einem wirtschaftsfördernden Moment gestaltet: Intensivierung der Bodenbearbeitung und kommerzielle Ausnutzung der agrarischen Produktion haben nicht nur die Wirtschaftssubstanz erhalten helfen, sondern sogar bisweilen nicht unbedeutend vergrößert. Dieses Kolonistenelement bildet — eigenartigerweise! — die Mitgliedschaft der landwirtschaftlichen Genossenschaften, was seine wirtschaftliche Stellung gegenüber dem armen Bauern noch stärker werden läßt. So wird sich ganz selbstverständlich mit der Zeit auch in der Räterepublik der Wolgadeutschen (wie in der übrigen Kolonisation noch stärker fühlbar) die schon bestehende wirtschaftliche und soziale Kluft zwischen dem begüterten und dem armen Kolonistenbauern verschärfen und zu stark gegensätzlichen Klassengegensätzen führen: klar erkennbar weisen die vorhandenen typisch ausgeprägten Ansätze auf diese dargestellte Entwicklung hin!

Staatsgüter, eine agrarkulturelle Versuchstation und Meliorationsunternehmungen größeren Stils sollen allgemein durch wirtschaftspraktische Vorbilder und Förderung die Lage der Landwirtschaft heben. Sind die Staatsgüter noch absolut im anfänglichen Aufbau begriffen und so noch ohne jegliche Bedeutung für die Zweckerfüllung, so sind um so anerkannterwert die Leistungen der agronomischen Versuchstation bei Krassny-Rut. Es steht diese Anstalt unter der exakt wissenschaftlichen Führung bekanntester und tüchtiger Agronomen, und es wird der praktische Sinn und Zweck der Anstalt dadurch außerordentlich gefördert, daß durch handgreiflichen Anschauungsunterricht die theoretischen Versuchsergebnisse

ausgewertet werden. Wenn der deutsche Kolonist an der Wolga wieder zu einem bodenständigen und witterungsfesten Staatsprodukt kommt und damit die Furchtbarkeit der Naturkatastrophen gemindert wird, dann hat diese Versuchstation hierfür das größte Verdienst aufzuweisen. —

Das Wirtschaftsbild der Wolgarepublik wird abgerundet durch Erwähnung der textilen Heimindustrie im Kanton Balzer (auf der sogenannten Bergseite der Wolga) und der Industrie in Marystadt, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, die, industriell ehrgeizig, an einem besonderen Traktortyp herumkonstruiert, Mühlenbetriebe, Sägewerk und Tabakfabrik, die Machorka herstellt, sind mit der Balzer Heimindustrie die Zweige der Industriewirtschaft der Räterepublik. Wie die Balzer Heimindustrie, so ist die vorstaatliche Industrie in Marystadt in ihrem Gedeihen völlig abhängig von der Wirtschaftslage der bäuerlichen Kolonistenschaft, da für irgendwelchen Export die Produkte dieser Industrie noch nicht reif genug sind. Bei einigermaßen normaler Allgemeinwirtschaftslage ist die fundamental gut organisierte und eingerichtete Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen noch bedeutend ausbaufähig, die übrigens unter der Leitung eines zugewanderten deutschen Ingenieurs steht, der sich in der Betriebsführung nur von durchaus kaufmännischen Kalkulationsgrundsätzen leiten läßt.

Es ist die erste Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung der Volkswirtschaft der Kolonistenrepublik gegeben: die von einem starken Willen und von nicht unbedeutender Wirtschaftsbegabung beherrschte unermüdete Arbeitskraft der deutschstämmigen Kolonistenbevölkerung. Angespornt durch ein eigenkulturelles Ziel und nicht behemmt durch nebelhaft-abstrakte Prinzipien und doktrinäres Geschwätz, kann ein starkes Eigenwirtschaftsleben zu Wohlstand und Zufriedenheit der deutschstämmigen Kolonisten an der Wolga führen!

Weicht an sich schon in der wolgadeutschen Räterepublik die Rätepraxis in nicht wenigen von gegebenen Beispielen ab — so sind doch selbst in der zentralen und stärker noch in der kantonalen Verwaltung einflußreiche Spitzenämter mit Nichtbolschewisten besetzt, was wohl im übrigen Rußland schwer zu finden sein dürfte! —, so ist auch die Durchführung der national-kulturellen Erziehungsaufgaben eine solche, da die bolschewistische Ideologie stark im Hintergrunde steht. Es ist auch die Erkenntnis in den maßgeblichen bolschewistischen Kreisen vorhanden und wird hier darnach gehandelt, daß der deutschstämmige Kolonist in den traditionellen Anschauungen von Gemeinschaftsleben, Religion, Familie und dazu gehörigen Dingen eine gedanklich so in sich abgeschlossene Persönlichkeit ist, daß er für die bolschewistische Ideologie subjektiv und objektiv nicht gewinnbar ist. Und es muß hierzu auch gesagt werden: nirgends ist bisher unter den Kolonisten an der Wolga der Versuch gemacht worden, mit irgendwelchen Mitteln bolschewistische Proselyten zu machen, sie vor allem ihrer Religion zu entfremden!

Gewiß, aus dem Schulunterricht ist die Religionsstunde ausgemerzt; was allein auf Grund der Bestimmungen der Moskauer Zentralbehörden durchzuführen war. Aber sonst ist die Schule in der Wolgadeutschen Räterepublik doch etwas

anderes als im sonstigen bolschewistischen Rußland, die nicht immer ganz frei von entsprechender bolschewistischer Propaganda ist. Nicht wenige Schulen der deutschen Siedlungen im Wolgagebiet habe ich besucht; und es sei gesagt: der Erziehung zu kulturellem Nationalbewußtsein war ein breiter Raum gegeben! In Marystadt und in anderen nurdeutschen Kantonsstädten zeigten mir Schülerarbeiten im einzelnen und in Ausstellungen zusammengefaßt, von welchem Geiste diese Erziehungsarbeit zu kulturellem Nationalbewußtsein getragen war: deutsche Sagen und Meistererzählungen in den Hefen und Szenen aus deutschen Dichterverken und Porträts solcher Dichter und Denker (mehr gewollte denn gelungene Bleistiftzeichnungen in nicht oberflächlicher Behandlung) sind hoffnungsvolle Anfänge und Früchte dieser Erziehung. Zu bedenken ist dabei, daß der noch hauptsächlich amtierende Lehrerstand in der Vorkriegszeit und damit nur russisch und in solcher Denkungsart in seinen Fächern ausgebildet ist. Wird diese Lehrerschaft ergänzt oder abgelöst durch die im Marystädter Seminar — mit einem spezifisch deutschkulturellen und deutschsprachigen Unterrichtsplane — herangebildeten Lehrkräfte, dann wird sicherlich die Erziehung kommender Rindergenerationen systematische Vertiefung in der oben gekennzeichneten Hinsicht erfahren.

Vieles, sehr vieles steht in dieser wolgadeutschen Räterepublik in den ersten Anfängen einer Entwicklung zu national-kultureller Selbständigkeit. Unter der Voraussetzung einer einigermaßen guten Wirtschaftslage werden erst Jahrzehnte einer ungestörten Entwicklung erkennen lassen, wie weit die deutschstämmigen Bolschewisten ihr Vorhaben einer national-kulturellen Wiedererweckung der Wolgakolonisten zur Durchführung bringen konnten oder ob sie doch nur die Beauftragten einer Zentrale mit ganz besonders eingestellten Absichten gewesen sind. So lange aber im Rahmen der allgemeinen deutsch-russischen Beziehungen es gewisse und nicht ganz unbedeutende kulturelle Verbindungen zwischen Berlin und Pokrowsk gibt und so lange die Pokrowsker Führerschaft sich frei hält vom nurbolschewistischen Räteradikalismus, ist bei allen möglichen Einschränkungen und Einwendungen doch hauptsächlich: daß die Räterepublik der Wolgadeutschen den Kern zur Wiedergeburt eines fast vergessenen Deutschtums der Wolgakolonisten in sich trägt! —

* * *

„Selbst bei einer ganzen Reihe positiver Anzeichen kann man doch nicht sagen, daß die Wirtschaftslage der Wolgadeutschen etwa günstig ist. Erstens umfassen diese Anzeichen nicht die gesamte Wirtschaft und dann müssen uns diese günstigen Einzelercheinungen nicht von der an sich schweren Lage der Landwirtschaft ablenken, die sich noch immer nicht von den Mißernten der letzten Jahre erholen konnte und die insbesondere noch unter den Folgen der Mißernte von 1924 zu leiden hat, obgleich dieselben durch die Hilfe der Zentralregierung sehr gemindert sind. Die Landwirtschaft ist aber die Grundlage der Volkswirtschaft der Räterepublik der Wolgadeutschen. So zeugen denn die günstigen Anzeichen mehr für die Anspannung der Kräfte im Kampfe für die Ordnung und Besserung der Volkswirtschaft als für die tatsächliche Lage derselben.“

So ein Quartalsbericht von Ende 1925 der statistischen Verwaltung der Wolgadeutschen Räterepublik; durchaus kennzeichnend für die Lage der Volkswirtschaft in der Republik im allgemeinen wie auch die des Kolonisten im besonderen. Was der obige Berichtsauszug auch zeigt und was ich als Bestätigung hierzu auf meinen Kreuz- und Querfahrten im wolgadeutschen Gebiet immer und immer wieder erfreulicherweise selbst erfahren konnte: die nichts verschleiernde und nichts beschönigende Offenheit in der Darstellung und Beurteilung der Lage der Volkswirtschaft und des Kolonisten.

Die Alarmmeldungen der „Nachrichten“ — des offiziellen Regierungsorgans — über die wiederum hereinbrechende völlige Mißernte und die Darstellungen der Panikstimmungen und fluchtartigen Unternehmungen der Kolonisten aus dem Jahre 1924 stehen mir noch vor Augen; 1925 eigentlich das erste Jahr mit einer durchschnittlichen guten Ernte. Aber doch noch lange nicht genug, um im entferntesten einen baldigen Ausgleich bzw. eine merkliche Hebung der Lage der bäuerlichen Wirtschaften herbeiführen zu können. Denn wie sehr die Wirtschaftslage des Wolgakolonisten durch die schnell folgenden Mißernten von 1921 und 1924 in Verbindung mit vielerlei verschärfenden Umständen, die teils direkt teils indirekt Revolutionsfolgeerscheinungen waren, gesunken ist, ist nicht vorstellbar für denjenigen, der nicht an Ort und Stelle die vernichtenden Wirkungen dieser Natur- und Revolutionserscheinungen kennen lernen konnte. Man muß schon die greisenhaften Kindergesichter, die furchtbaren Glendsgestalten unter den in den besten Jahren befindlichen Kolonisten gesehen haben, mußte sich von einem frühzeitig gebrechlich Gewordenen sagen lassen, daß „das Brot so rar wie ein weißer Spatz selten gewesen“, um das Furchtbare der Lage der Wolgakolonisten und die Unmöglichkeit wirtschaftlichen Emporstiegs mit nur durchschnittlichen Mitteln begreifen zu können.



Nochmals: Deutsches Baltentum im Wandel der Jahrhunderte

von L. Schmidt-Dorpat

In dem 4. Heft der Zeitschrift „Ostland“ 1929 findet sich ein Aufsatz von Herrn Percy Meyer-Riga über „Deutsches Baltentum im Wandel der Jahrhunderte“, der viel Wissenswertes und Interessantes vermittelt, aber andererseits, abgesehen von einzelnen unrichtigen Angaben, auch einige Ausführungen enthält, die geeignet sind, ein falsches Bild vom Charakter des deutschen Baltentums hervorzurufen. Da die abgesplitterten Teile des großen deutschen Volkes überall in Europa und Amerika verstreut wohnen unter vollkommen verschiedenen Lebensbedingungen, die ein gegenseitiges Sichverstehen ohnehin außerordentlich erschweren, so sind solche irreführende Angaben sehr zu bedauern.

Zunächst sei auf einige Unrichtigkeiten hingewiesen. Der Verfasser schreibt S. 114: „... die Behauptung, als wären die indigenen baltischen Völker vor Ankunft der ersten Deutschen, also zu Ausgang des 12. Jahrhunderts, schon dagewesen, (ist) erklärlicher Weise gleichfalls hinfällig. Nein, die deutschen Herren haben die baltischen Völker — einerlei wie weit bewußt, wie weit unbewußt — erst geschaffen aus den bunt zusammengewürfelten balto-slawischen und ugro-finnischen Volksplittern, die sie vorfanden.“

In diesem Zusammenhange sei mir gestattet, auf die Urgeschichte des Baltenslandes einzugehen. Die archäologischen Funde aus der späteren Steinzeit lassen den Schluß zu, daß eine in mehreren Wellen vordringende finno-ugrische Kultur von Osten in das Land kam (im 3. Jahrtausend v. Chr.), war doch der ganze Norden Rußlands in jenen Zeiten von finnisch-ugrischen Stämmen bewohnt; ferner daß auch eine höhere sehr wahrscheinlich indogermanische Kultur- und Völkerbewegung von Süden her sich über das Land verbreitet hatte (Mitte des 3. Jahrtausend v. Chr.). Letztere hat mehr auf das Gebiet des heutigen Lettland eingewirkt, erstere mehr auf das des heutigen Estland. Später ist jedoch die Bevölkerung des gesamten Gebiets offenbar stark dezimiert worden, vielleicht auch verschwunden, denn aus der Bronzezeit (1800—500 v. Chr.) gibt es nur sehr spärliche Funde, die auf eine Beeinflussung aus Ostpreußen und dem Weichselgebiet hinweisen, wo damals vermutlich letto-lithauische Völker wohnten, welche durch den Bernsteinhandel weitverzweigte Verbindungen unterhielten. Vermutlich kurz vor Beginn der christlichen Zeitrechnung ist wieder ein finno-ugrischer Stamm, die Esten, in den nördlichen Teil des Baltikums eingewandert und ein Zweig dieses Stammes hat bald darauf von Estland aus den Weg übers Meer nach Finnland eingeschlagen. — Wann die lettischen Stämme sich im heutigen Lettland angesiedelt haben, ist ungewiß, aber zu Beginn der christlichen Zeitrechnung sind sie höchstwahrscheinlich schon dort gewesen. Etwa um dieselbe Zeit (Beginn der christlichen Zeitrechnung, im Baltikum ältere Eisenzeit) oder schon vorher zogen die Goten und die ihnen verwandten ostgermanischen Stämme aus Skandinavien und Norddeutschland nach Osten weiter, bemächtigten sich der Weichselmündung und Ostpreußens und schlugen in diesen Gebieten ihre Wohnsitze auf. Von dort aus gründeten sie bekanntlich ein großes Reich, das sich von dem Baltischen bis zum Schwarzen Meer erstreckte, welches letztere sie um das Jahr 200 n. Chr. erreichten. Auch die Letten und Esten waren ihnen tributpflichtig. Das baltische Gebiet stand jetzt vollständig unter gotischem Kultureinfluß. Die Bewohner, früher bloß Jäger und Fischer, gingen zum Ackerbau über, die ganze materielle Kultur war, wie uns die Archäologie sagt, gotisch, oder richtiger ist wohl das allgemeinere Wort ostgermanisch. Waffen, Schmuck und Gerät lassen hochwertige Arbeit erkennen, das meiste ist jedoch eingeführte Ware. Ob die Ostgermanen als Herren verstreut im Lande gelebt oder in einzelnen Gegenden Kolonien gebildet hatten und von diesen aus das Land regierten, ist unbekannt, aber jedenfalls haben in jener Zeit auch Ostgermanen im Lande gewohnt. Denn

die estnische Sprache — allerdings nicht die lettische — enthält eine große Zahl von ostgermanischen Lehnworten, die zwar auf eine etwas andere Mundart hinweisen als das Gotische des Ulfilas, die aber, wie philologisch nachgewiesen ist, aus der Zeit von 50—300 n. Chr. stammen müssen und deren Vorhandensein nur durch eine persönliche Berührung zwischen Herrschern und Beherrschten erklärt werden kann. Da der Beginn der Gotenzeit ebenso wie die Einwanderung der Esten zeitlich nicht genau festgestellt werden kann, so ist es auch sehr möglich, daß ostgermanische Siedelungen vor den estnischen im Baltikum vorhanden waren, bzw. in einem Teil des Landes.

Gegen Ende des 4. Jahrhunderts zerstörten die Hunnen das große Gotenreich, die Goten wandten sich nach Westen, slawische Völker rückten in ihre Stelle ein und unterbanden die Beziehungen des Baltenlandes mit dem kultivierteren Germanentum, die Kultur des Gebietes ging zurück, von 500—800 n. Chr. fehlen die archäologischen Funde fast ganz.

Etwa mit dem Jahr 800 n. Chr. beginnt die eigentliche Geschichte des Landes. Die Handels- und Plünderungszüge der skandinavischen Wikinger an die baltische Küste und bis tief nach Rußland hinein brachten Kunde von dem baltischen Lande und seinen Völkerschaften nach Westeuropa. Im 11. Jahrhundert sind auch die Russen mehrfach von Osten her in das Land eingefallen. Die Esten und Letten, untereinander verfeindet, aber doch durch den alten gotischen Kultureinfluß gehoben, lernten jetzt wiederum durch die Berührung mit den Skandinaviern, besonders die Esten als Küstenbewohner, während die Letten von der Küste abgedrängt worden waren durch zwei kriegerische Stämme, die Liven und Kuren, welche wohl in nachgotischer Zeit auf dem Seeweg aus Finnland herübergekommen waren. Die deutschen Eroberer haben um das Jahr 1200 jene beide Stämme vorgefunden und die Kolonie bekanntlich nach den Liven benannt (Livland), aber im Laufe der Jahrhunderte sind diese Stämme von den Letten aufgesogen worden und heute gibt es nur einige Fischerdörfer am Rigaschen Meerbusen, die noch von Liven bewohnt sind, etwa 2000—3000 Menschen. Die Kuren sind ganz verschwunden.

Im 12. Jahrhundert folgten deutsche Händler, Missionare und Ritter den Skandinaviern und um das Jahr 1200 begann die eigentliche Eroberung und Kolonisierung des Baltenlandes, sowie die Christianisierung der indigenen Völkerschaften. Die Deutschen errichteten bekanntlich ein dauerndes Staatswesen, den alt-livländischen Ordensstaat, mit christlich-deutscher Kultur, an der mit der Zeit auch die unterworfenen Völker teilnahmen.

Die Deutschen hatten im Gebiet des heutigen Estland schon damals die Esten vorgefunden, welche in mehrere Stämme zerfielen. Ihre Kultur war noch nicht so weit fortgeschritten, daß sie ein gemeinsames Oberhaupt besaßen, aber doch gab es einen völkischen Zusammenhang unter ihnen und sie leisteten gemeinsamen Widerstand. Sie hatten mehrere Einfälle der Russen zurückgeschlagen und kämpften auch mit Zähigkeit gegen die deutschen Ritter. Sie waren daher sicherlich ein

Volk, wenn auch ein rohes. Die drei lettischen Stämme: Semgallen, Selen und Letten, aus deren Vereinigung im Laufe der Jahrhunderte das lettische Volk entstanden ist, waren stärker voneinander unterschieden, aber auch sie bildeten, was die Rasse anbetrifft, eine homogene Bevölkerung im Binnenlande. Nur an der Küste lebten, wie gesagt, die Kuren und Liven. Von „bunt zusammengewürfelten balto-slawischen und finno-ugrischen Volkssplittern“ läßt sich daher nicht reden, da es sich um geschlossene Siedelungen der beiden Rassen handelte. Zu dem kann das Wort „balto-slawisch“ leicht falsch verstanden werden. Der Verfasser meint vermutlich die lettischen Stämme, die ja den Slawen näher stehen als den Germanen oder Romanen, und sachlich wäre gegen den Ausdruck nichts einzuwenden; um aber Mißverständnissen vorzubeugen, sei erwähnt, daß es eigentlich slawische (russische, polnische usw.) Siedelungen im Baltikum in geschichtlicher Zeit nicht gegeben hat, und, soweit die archäologische und sprachliche Forschung reicht, auch nicht in vorgeschichtlicher. Wahr ist es aber, daß es vor der Ankunft der deutschen Ritter einzelnen russischen Fürsten gelungen war, einen großen Teil der lettischen und livischen Stämme tributpflichtig zu machen. Die Aufrichtung der russischen Herrschaft über das südliche Gebiet wäre nur eine Frage der Zeit gewesen. Den Esten war es weit besser gelungen, ihre Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, aber auch sie waren durch die Macht im Osten stets aufs schwerste bedroht. Als im Jahre 1222 der anfangs erfolgreiche große Estenaufstand gegen die deutsche Herrschaft ausbrach, riefen die Esten selbst die Hilfe der Russen an, aber als diese im Lande waren, benahmen sie sich als Herren, nicht als Verbündete. Wenn die Deutschen nicht ins Land gekommen wären, so hätten zweifellos auch die Esten auf die Dauer die russische Herrschaft anerkennen müssen. Unter dem Druck der russischen Masse aber hätten die beiden kleinen Völker ihr Volkstum schwerlich erhalten können, während es unter der Herrschaft der wenig zahlreichen deutschen Kolonisten bewahrt blieb.

Die Grenze zwischen Rußland und dem baltischen Gebiet ist zwar nicht ganz scharf, aber solcher nicht ganz reiner Grenzstriche gibt es sehr viele, sie sind häufiger als die reinen. Deswegen müssen die Esten und Letten doch als geschlossen siedelnde Völker betrachtet werden und sie sind es auch früher gewesen. Zur Entwicklung und Erhaltung der beiden Kleinvölker haben die Deutschen entscheidend beigetragen, aber ihre Entstehung haben nicht sie verursacht.

Nachdem der Verfasser festgestellt hat, daß das baltische Deutschtum in sich „Volkssplitter aus allen Heimatgegenden deutscher Zunge vereinigt“, fährt er fort (S. 115): „Auch zahlreiche ursprünglich nicht deutschsprechende Volkselemente sind aufgenommen worden, besonders im Laufe der letzten zwei bis drei Jahrhunderte. Nicht selten ist der schwedische Ursprung (so beim baltischen Adel); hinzu kommt der meist in den Städten vorzufindende nicht geringe russische, nächstdem ein gewisser polnischer und noch mancher andere Volkseinschlag, damit auch eine weitere Veränderung des deutsch-baltischen Rassebildes, das gegenwärtig geradezu ein Mosaik darstellt.“

Gewiß sind polnische, schwedische und russische Zuwanderer ins Land gekommen in den Zeiten, da wir die Oberherrschaft ihrer Länder anerkannten. Aber der Ausdruck „Mosaik“ ist unzutreffend, da er die Vorstellung einer bunten in vielen verschiedenen Farben leuchtenden Fläche hervorruft. In der Zusammensetzung des baltischen Deutschtums jedoch gibt es, um beim Bilde zu bleiben, eine vorwiegende Grundfarbe, die deutsche, während die verschiedenen nicht-deutschen Farben nur verhältnismäßig seltene Lichter geben. In den breiten deutsch-baltischen Kreisen kann allerdings das „ostbaltische Rassebild“ häufiger beobachtet werden als in den höheren Schichten, weil in jenen die Mischung mit Esten und Letten, welche letzteren ja auch viel finnisches Blut aufgenommen haben, stärker ist. Es gibt sogar einige tausend Menschen, und zwar wohnen sie weit mehr in Lettland als in Estland, die sich noch formell Deutsche nennen, aber nicht mehr die deutsche Umgangssprache führen. Tatsächlich können wir in solchen Fällen wohl nicht mehr von Deutschen reden.

Die Vermischung der Deutsch-Balten mit Letten und Esten ist allerdings heute zu einer ernststen Angelegenheit geworden. In Reval, wo die Dinge, so weit Estland in Betracht kommt, am ungünstigsten liegen, heiraten bis 40 Prozent der in die Ehe tretenden deutschen Männer nichtdeutsche Frauen, meist Estinnen. Bei den deutschen Mädchen ist die Zahl derer, die nichtdeutsche Männer heiraten, weit kleiner, etwa 25 Prozent. Berichte, daß in einzelnen Gemeinden bis zu „zwei Drittel aller Eheschließungen nicht mehr beiderseitig deutschsprachig“ sein sollten, sind nicht zu meiner Kenntnis gekommen. Es könnte sich doch nur um solche Gemeinden handeln, in welchen ein großer Teil der Gemeindeglieder eben jenen Kreisen angehören, die nur noch formell als Deutsche gelten können.

Ferner ist der Verfasser der Ansicht, daß das Baltenland, früher ein Teil des Deutschen Reiches und der überstaatlichen Hansa, in seinen Kulturwandlungen durch deutsche Einflüsse bestimmt gewesen sei, und daß erst die im 19. Jahrhundert geführten Schläge, die beginnende Russifizierung und der konfessionelle Seelensfang, das baltische Sonderbewußtsein, nicht das alldeutsche Empfinden, weckten, ein Prozeß, den die deutsche Landesuniversität Dorpat machtvoll gefördert hätte. „Die eigentliche baltische Kulturperiode, oder weniger anspruchsvoll ausgedrückt: die Zeitspanne typisch baltischer Eigen- und Sonderart hat demnach wohl kein volles Jahrhundert gewährt, deutlicher wahrnehmbar seit der letzten Jahrhundertmitte, bis der Hochsommer 1914 die Neugestaltung einleitete.“ (S. 117.)

Der Verfasser betrachtet, wie es scheint, das allgemein deutsche Volksgefühl und das baltische Sonderbewußtsein als zwei Gefühlrichtungen, die in einem Gegensatz zueinander stehen. Die Konflikte und Konfliktmöglichkeiten sollen keineswegs in Abrede gestellt werden, aber im tiefsten Grunde handelt es sich doch um zwei Empfindungen, die sich viel mehr gegenseitig fördern als behindern. Gewiß haben geistige Strömungen und Einflüsse aus Deutschland bestimmend auf das baltische Kulturleben eingewirkt, — wie sollte es anders sein! Aber schon zur Zeit des Ordensstaates hatten die Livländer, neben dem allgemein deutschen Empfinden,

auch durchaus ein Bewußtsein von dem eigentümlichen Charakter ihres Landes, dessen soziale, politische und wirtschaftliche Verhältnisse von denen in den deutschen Ländern so sehr verschieden waren. Später, nachdem das staatliche Band mit Deutschland zerrissen war, haben die Polonisierungs- und Katholisierungsversuche der polnischen Regierung das baltische Stammesbewußtsein gestärkt, während unter der schwedischen Herrschaft der Ausbau des baltischen Verfassungsstaates und der Kirchen- und Schulordnung in Angriff genommen wurde, also viel politisch-kulturelle, das deutsch-baltische Empfinden entwickelnde Landesarbeit geleistet wurde. Die Bezeichnungen Balte und Deutsch-Balte sind allerdings erst zur späteren russischen Zeit gebräuchlich geworden, aber das befragt nicht, daß die Livländer der früheren Zeiten sich ihrer Sonderart nicht bewußt gewesen wären oder keine Heimatliebe gehabt hätten. Auch in der russischen Zeit finden wir schon im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. ausgesprochene baltische Eigenart in Stadt und Land. Wahr ist nur, daß in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts die kulturelle Blütezeit des baltischen Deutschtums fiel, die in einem einheitlichen Kulturstil, einem starken geistigen Streben und den hohen Leistungen der Universität Dorpat ihren Ausdruck fand; und daß solche Zeiten geeignet sind, ein erhöhtes Stammesgefühl hervorzubringen. Die materielle Grundlage zu dieser geistigen Blüte war durch die ausgezeichneten agraren Reformen der baltischen Ritterschaften (1849—1865) gelegt worden, die den wirtschaftlichen Wohlstand des ganzen Landes gehoben hatten. Erwähnt sei hier noch unsere vorzügliche Volksschule mit lettischer und estnischer Unterrichtssprache unter deutsch-baltischer Führung; wir hatten nur wenige Prozent Analphabeten gegenüber 70—80 Prozent im eigentlichen Rußland. Es ist auch bezeichnend, daß die kulturelle Blütezeit nicht auf die deutschen Kreise beschränkt war, sondern daß gerade in diesen Jahrzehnten (60er, 70er und 80er Jahre) der erste große geistige Aufstieg der Letten und Esten stattfand — als Völker mit ihren eigenen Sprachen und Literaturen, nicht nur als Einzelpersonen. Letzteres war natürlich zu allen Zeiten vorgekommen. Es handelte sich also nicht nur um eine deutsch-baltische, sondern um eine **L a n d e s b l ü t e** unter deutscher Führung.

Unserer Blütezeit war nur ein kurzes Leben beschieden, da die gegen Ende der 80er Jahre mit voller Kraft einsetzende Russifizierung den geistigen Stillstand zur Folge hatte. Im Abwehrkampf wurden allerdings die passiven Kräfte des nationalen Widerstandes geschult, aber gerade von dem Augenblick an befand sich die deutsch-baltische Kultur auf herabgehender Bahn. Hauptsächlich nach drei Richtungen hin wirkten die Russifizierungsmaßnahmen zerstörend auf das Land. Da die Rechtspflege fast ganz in russische Hände überging, die Verwaltung zum sehr großen Teil, da ferner die Mehrzahl der Lehrstühle an der Universität sowie der Lehrerstellen an den öffentlichen Schulen mit Russen besetzt wurden, so fehlten den deutschen akademisch Gebildeten die Lebensstellungen und das Ergebnis war eine allgemeine Reduzierung des großen deutschen Gelehrtenstandes. Durch diese Tatsache, verbunden mit dem noch schwerwiegenderen Umstand, daß die russifizierten Lehranstalten eine geringere Qualität der Bildung vermittelten, wurde die geistige

Entwicklung des baltischen Deutschtums als Ganzes gehemmt. Da ferner die Landesverwaltung — abgesehen von lokalen und ökonomischen Angelegenheiten —, die Rechtspflege und das Schulwesen der Kompetenz der baltischen Selbstverwaltungskörper entzogen wurden, so wurde die staatsbürgerliche Entwicklung des baltischen Deutschtums, wiederum als Ganzes betrachtet, gehemmt. Die dritte tiefgehende Wirkung der Russifizierung lag in der Verbreitung kommunistischer Ideen russischer Färbung unter dem estnischen und lettischen Volk durch die russische Volksschule. Fügen wir noch hinzu, daß die russische Beamtenschaft sowie die russische Presse stets eine Politik des Teilens und Beherrschens befolgten und keine Entstellung oder Unwahrheit scheuten, um die Esten und Letten gegen die führenden deutsch-baltischen Schichten aufzuheizen, so gewinnt man vielleicht ein Bild von der Lage des Deutschtums während der Russifizierungszeit.

In den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts betrug die Zahl der baltischen Deutschen noch etwa 200.000 Menschen. Während der folgenden Jahrzehnte der Russifizierung setzte eine Auswanderungsbewegung ein, so daß zu Beginn des Weltkriegs die Zahl auf etwa 160.000 zurückgegangen war. Was das Baltentum damals noch aufrecht erhielt, war erstens der Besitz, namentlich der Landbesitz, den die russische Regierung, die sich selbst auf den Grundsatz des Privateigentums stützte, nicht angetastet hatte; ferner unsere feste korporative Gliederung und unsere unstreitige soziale Überlegenheit, sowohl der neu entstandenen russischen Gesellschaft als auch der lettischen und estnischen gegenüber.

Schließlich kommen wir zu der Stelle in dem Aufsatz, die diese Ausführungen hauptsächlich veranlaßt hat. Der Verfasser fährt an derselben Stelle (S. 117) fort: „Aber auch innerhalb dieser knappen Zeitspanne hat das Deutschbaltentum manche Wandlungen durchgemacht. Bis zu den Erschütterungen der Revolution vom Jahre 1905 verharrte es, jedenfalls in seiner Mehrheit, im labilen Zustande einer west-östlichen Orientierung und eines entsprechenden, gleichsam doppelseitigen Urtempfindens. Man ‚fühlte‘ deutsch und russisch zugleich, wobei Bildungsgang, Aufenthaltort, Beruf, Ehe, Charakter und die verschiedensten anderen Momente ein Überwiegen der mitunter sehr individuellen Orientierung ergaben. Daher auch die frühere charakteristische Doppelbezeichnung Deutsch-Russe, die in den breiteren Kreisen der ostseeprovinziellen deutschsprechenden Bevölkerung sogar überwog. Auch dem ins Land gekommenen Reichsdeutschen mußte diese doppelgesichtige nationale Auffassung verständlicher erscheinen als die Bezeichnung Balte oder Deutsch-Balte, die doch eine Sonderart ausdrücken sollte, welche der Fremde nicht, jedenfalls nicht so bald erkannte und anerkannte. Ein verhältnismäßig kleiner Teil, und zwar lange nicht die Hälfte der um die letzte Jahrhundertwende vorhanden gewesenen rund 180.000 deutschsprechenden Ostseeprovinziellen, wird sich bewußt zum eigentlichen Baltentum bekannt haben, die überwiegende Mehrzahl empfand deutsch-russisch. Im Deutschen Reich selbst galten die Balten meist als ‚Russen‘, stammten sie doch aus Rußland; feinere Unterschiede wurden nicht gemacht. Den auslanddeutschen Begriff hat bekanntlich erst Versailles zu seiner heutigen

Bedeutung erhoben. Der Weltkrieg und sein Ausgang haben auch hier den deutschen Volksbegriff recht eigentlich erst geschaffen, den nationalen Rohstoff veredelt: das Eisen zu Stahl gehärtet.“

Um diese irreführenden und völlig unzutreffenden Angaben zu bekämpfen, muß zunächst weiter zurückgegriffen werden. Seit der Zeit der Ordensherrschaft sind alle führenden Kreise, Geistlichkeit, Ritterschaften, in den Städten Rat und Gilden stets deutsch gewesen, auch der Handwerkerstand war bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vorwiegend deutsch; große Kreise der arbeitenden Bevölkerung in den Städten waren ebenfalls deutsch, wie denn überhaupt die städtische Bevölkerung bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts überwiegend deutsch war. Erst infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft am Anfang jenes Jahrhunderts änderten sich die Zahlen zugunsten der Esten und Letten und auch dann nur langsam, z. B. gab es in Dorpat noch in den 60er Jahren 43 Prozent Deutsche. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat eine allmähliche Dezimierung des deutschen Arbeiter- und Handwerkerstandes stattgefunden; auf dem Lande, wo die „kleinen Leute“ isoliert lebten, sind sie meist im Estentum oder Lettentum aufgegangen, in den Städten war dies weit seltener, aber sie sind in die höheren Schichten aufgestiegen, ausgewandert oder ausgestorben. Dem baltischen Deutschtum fehlte das Kraftreservoir eines deutschen Bauernstandes, der Zuzug vom Lande, dessen die städtische Bevölkerung in allen Ländern zu ihrer Regeneration bedarf, war meist undeutsch und diesem Umstand haben wir weichen müssen. Daher ist das baltische Deutschtum des 19. Jahrhunderts als Oberschicht bezeichnet worden. Der Ausdruck war jedoch ungenau und traf nur in dem Sinn zu, daß neben dem Deutschbaltentum keine andere Oberschicht vorhanden war. Aber stets hat es große deutsche Kreise gegeben, die den einfachen Volksschichten angehörten, und es gibt ihrer auch heute, wenn sie auch natürlich, prozentual betrachtet, lange nicht so zahlreich sind wie in früheren Jahrhunderten.

Unser Recht war deutsch-römisch ebenso wie in Deutschland und ist nur teilweise zur schwedischen Zeit (17. Jahrhundert) durch schwedische Rechtsbestimmungen abgeändert worden. Alle höheren Schulen waren deutsch, in der ersten Zeit alle Schulen. Denn der Gedanke der allgemeinen Volksschule hat im Baltentum wie überall in Europa erst im 17. Jahrhundert Wurzel geschlagen und daher sind die ersten Elementarschulen mit estnischer und lettischer Unterrichtssprache auch erst in jenem Jahrhundert gegründet worden.

Die polnische, schwedische, russische Einwanderung war, wie vorhin gesagt, viel zu geringfügig, um den deutschen Charakter des Baltentums zu beeinflussen. Deutsches Recht, deutsche Verwaltung und Justiz, deutsche Schule, deutsche Wissenschaft, selbstverständlich nur deutsche Umgangssprache, zu dem allen die sozial unanfechtbare erste Stellung des Deutsch-Baltentums machte es dem einzelnen Balten völlig unmöglich, anders zu empfinden als deutsch, natürlich in der besonderen baltisch-deutschen Färbung. Das Russentum war wenig bekannt, z. B. war das Russische in den Mädchenschulen nicht einmal obligatorisches Unterrichtsfach, in

den Knabenschulen war dies wohl der Fall, aber die Forderungen waren sehr gering. Man hielt die Russen für unkultiviert und blickte auf sie herab. Aber die Balten sind während der zweihundertjährigen russischen Herrschaft dem Staat gegenüber immer vollständig treu gewesen. Abgesehen davon, daß dies ein Gebot der Selbsterhaltung war, sind das Unruhestiften und Verschwörungen anzetteln Dinge, die dem Charakter des Deutschen und somit auch des Balten überhaupt fremd sind. Außerdem waren aber die Balten dem russischen Kaiserhause dankbar, weil die Zaren, in deren Händen damals die ganze Regierungsgewalt lag, die Verträge gehalten und den deutschen Charakter des Landes gewahrt hatten.

Niemals hat es bei uns ein „doppelseelisches Urtempfinden“ gegeben, niemals haben wir „deutsch und russisch zugleich“ gefühlt, sondern stets nur deutsch.

Seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts änderte sich, wie erwähnt, die politische Lage. Eine große Zahl von russischen Beamten, Richtern, Lehrern und Professoren wurde durch Regierungsbefehl ins Baltikum verpflanzt und es bildete sich so eine russische Gesellschaft. Aber gerade zu jener Zeit, als den Balten das Russentum künstlich aufgezwungen werden sollte, schlossen sie sich gegen alles Russische vollkommen ab. Mit Russen verkehrte man nicht mehr, auch nicht mit Balten, die in irgend einer Weise die Russifizierung zu verteidigen geneigt waren. Mischehen zwischen Balten und Russen waren sehr selten. Hier gab es keinerlei „labilen Zustand“ und keinerlei „individuelle Orientierung“ ganz ebensowenig vor 1905 wie nachher, sondern mit vollkommener Einmütigkeit hat die öffentliche Meinung des Baltentums die Russifizierung abgelehnt. Wir hatten noch Kraftquellen, die uns die Möglichkeit gaben, Widerstand zu leisten. Wir blieben deutsch, zugleich aber auch dem Staate gegenüber loyal, wenn auch die früheren Empfindungen der Dankbarkeit gegen das Kaiserhaus naturgemäß schwanden. Während des Weltkrieges ist kein einziger Fall von Verrat vorgekommen, obgleich unsere jungen Männer mit den Gefühlen des Rüdiger von Becklarn in den Kampf zogen.

Doch eine andere noch tiefer gehende Veränderung brachte die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seit den 70er Jahren entstand allmählich eine gebildete estnische und lettische Oberschicht, die immer lauter ihre nationalen Forderungen aufstellte. Diese Entwicklung war selbstverständlich eine völlig natürliche, und wenn wir auch keine Russifizierung, keinen Weltkrieg und keine Revolution gehabt hätten, so wären die Esten und Letten auf jeden Fall hoch gekommen. Doch hätten sie dann ihren Platz neben den Balten einnehmen müssen, ohne daß die letzteren deklassiert zu werden brauchten. Heute ist es anders. Nach den großen Umwälzungen der letzten Zeit haben die Balten bei ihrer geringen Zahl — die bolschewistische Welle hatte eine große Menge aus dem Lande vertrieben, so daß die Zahl der Balten von 160.000 vor dem Weltkrieg auf 90.000 in Lettland und Estland zusammengesunken ist — und bei ihrer durch die großen Güterenteignungen der lettischen und der estnischen Regierung verursachten finanzielle Schwäche ihre Stellung nicht aufrecht erhalten können und ihren früheren Lebensstandard verloren.

Niemals haben die Balten sich „Deutsch-Russen“ genannt. Diese Bezeichnung wurde in Deutschland geprägt und auf alle in den Grenzen des russischen Reiches wohnenden Deutschen bezogen. Unter den im eigentlichen Rußland mitten unter Russen lebenden und wirkenden und durch sie psychisch beeinflussten Deutschen, gleichviel ob baltischer oder reichsdeutscher Herkunft, gab es gewiß viele, die ein „doppelseelisches Urtempfinden“ hatten und denen jene Bezeichnung daher nicht unzutreffend erscheinen mochte, aber wir Balten haben sie immer abgelehnt. Die breiteren Kreise des baltischen Deutschtums taten dies ebenso wie die höheren Schichten, das Wort „Deutsch-Russe“ war überhaupt unter baltischen Deutschen ganz ungebräuchlich und es ist völlig unzutreffend, daß die überwiegende Mehrzahl „deutsch-russisch“ empfunden hätte. Zur Zeit der Russifizierung mögen die energischen Entnationalisierungsversuche der russischen Regierung bei manchen opportunistisch Gesinnten einigen Erfolg gehabt haben, aber im allgemeinen hat es in nationaler Hinsicht zwischen den breiteren Schichten des baltischen Deutschtums und den höheren keinerlei Gegensatz gegeben. Erwähnt sei, daß eine ausgebreitete deutsch-baltische Fabrikarbeiterbevölkerung, welche Schicht erfahrungsgemäß überall der internationalistisch-sozialistischen Propaganda besonders zugänglich ist, nicht vorhanden war. Nur in Riga wohnten deutsche Fabrikarbeiter in verhältnismäßig nicht großer Zahl.

Wir sind auch nicht Deutsch-Polen und Deutsch-Schweden gewesen und sind heute nicht Deutsch-Esten und Deutsch-Letten, sondern immer nur Deutsche, baltische Deutsche, ein in besonderer Eigenart entwickelter Stamm des großen deutschen Volkes. Aber daß wir dabei in den Ländern, in denen wir leben, loyale Staatsbürger sind, versteht sich für Deutsche von selbst.

Wir werden auch in Zukunft Deutsche bleiben, aber unsere Lage ist jetzt kritischer als sie je früher gewesen. Vor der Russifizierung standen wir viel zu sehr inmitten des großen deutschen Kulturlebens, als daß die Möglichkeit einer Entnationalisierung vorgelegen hätte, niemand konnte auf den Gedanken kommen, etwas anderes zu sein als deutsch. Während der Russifizierungszeit wiederum gaben uns unser Besitz und unsere korporative und soziale Stärke die Möglichkeit, einen zwar passiven aber kraftvollen nationalen Abwehrkampf zu führen. Aber heute? Unser Besitz und unsere korporative Gliederung sind größtenteils dahin und unsere soziale Überlegenheit haben wir ebenfalls verloren. Wir sind zwar noch die kultivierteste Schicht, aber nicht mehr die tonangebende. Jetzt machen wir leider nicht selten die Erfahrung, daß schwächere Elemente aus Opportunitätsgründen dem Deutschtum den Rücken kehren — es ist unvorteilhaft ein Deutscher zu sein. Der Ansicht, daß der Weltkrieg hier den „nationalen Rohstoff veredelt, das Eisen zu Stahl gehärtet hätte“, wird man daher keineswegs beipflichten können. Im Gegenteil, das Nationalgefühl ist bei vielen durch die schweren Schläge und mehr noch durch die täglichen Sorgen geschwächt, wir verlieren heute eher mehr Volkselemente, als es früher der Fall gewesen ist. Die häufigen Mischehen bestätigen das eben Gesagte.

Unsere Lage hat sich zwar insofern gebessert als die Regierungen der neuen Staaten in sprachlich-kultureller Hinsicht liberal sind, aber trotzdem ist sie äußerst gefährlich.

Dennoch glauben wir zuversichtlich, daß wir die große Mehrzahl der Deutsch-Balten bei deutscher Sprache und Gesinnung erhalten werden. Denn wenn wir bei dem einen Teil Abfall sehen, so regen sich bei dem anderen um so entschiedener die volkserhaltenden Kräfte. Unsere Kultur und unsere Überlieferung ist zu alt und festgewurzelt, um zerrieben werden zu können.



Hermann Kirchner

Leben und Schaffen eines volkstümlichen Komponisten

von Alfred Hanke, akad. Musiklehrer, Ratibor

„Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch!“ Wem fielen beim Lesen dieser Worte nicht bald auch die Weise ein? Ich selber denke immer der Zeiten zurück, da ich das Liedlein so oft gesungen: allein und im Freundeskreise in einfacher Zweistimmigkeit, daheim und fern der Heimat. Nie wußte ich, wer der Textdichter, wer der Schöpfer der Weise war. Nie habe ich danach gefragt, — und die anderen tatens ja auch nicht. Ob die es auch nicht wußten? Sicher nicht. Das Lied lebte im Volke, es war ein echtes, rechtes, schlichtes Volkslied. Allüberall sang Jung und Alt diese Weise. Nicht nur in unserem geliebten Oberschlesien, im ganzen Reiche, sogar im Auslande wurde dieses Liedchen gesungen. In den Tagen des Januar ging die Kunde ins Land, daß der Komponist Prof. Hermann Kirchner gestorben ist. „Wer? Hermann Kirchner?“ „Nun, kennst du ihn nicht, das ist doch der Komponist vom ‚Holderstrauch‘!“ Ja, jetzt wußte ich's. Unser Kirchner ist also dahin. Er war ja 16 Jahre lang in unserer Heimat tätig, war 16 Jahre lang Musiklehrer am Staatl. Gymnasium und am Oberlyzeum in Ratibor. Und die deutschen Brüder, welche, fern der Heimat im deutschen Burgenlande wohnen, in Siebenbürgen, in Mediasch und Hermannstadt, die werden sagen: „Nein, das ist unser Kirchner. Er war annähernd 20 Jahre bei uns und hat in unserer Mitte die schönsten Jahre seines Lebens verbracht; Kirchner hat uns gesungen, was unser Innerstes anging, was unser Herz bewegte, er hat uns geschenkt, wonach sich unsere Seele sehnte, er hat uns unser Volkslied geschaffen.“ Und endlich erinnern sich auch die Thüringer ihres Kirchners wieder: Er ist unser, sagen auch sie, denn eine thüringische Mutter hat ihm in einem unserer lieblichen Dörfer, in Wölfis am 23. Januar 1861 das Leben geschenkt. Bei uns ist er groß geworden; bei unseren bekannten Wölfiser Musikanten hat er ja erst die Musik kennen gelernt; hier hat er sein erstes tiefgehendes musikalisches Erlebnis gehabt; hier hat er die ersten Eindrücke Wagnerscher Musik empfangen, und vielleicht liegt auch darin der Grund, daß er später eine so große Verehrung für die Kunst des

Musikdramatikers besaß. Ja noch viel mehr: Bei uns hat Kirchner Klavier, Violine und alle möglichen Orchesterinstrumente kennen und spielen gelernt. Der Besuch des Gymnasiums in Ohrdruff, an welchem auch der berühmte Joh. Seb. Bach Schüler war, brachte ihm weitere musikalische Anregungen. Ganz besonders einflußreich auf seine musikalische Entwicklung waren die Seminarjahre in Gotha. Hier und an vielen anderen kleinen Fürstenhöfen und Residenzen, welche von jeher Pflgestätten deutscher Kunst waren, konnte er zur Genüge gute Musik hören. Herzog Ernst II., der ein eifriger Förderer der Kunst war und auch selbst Opern komponierte, hatte immer eine ausgezeichnete Künstlerschar versammelt und ließ von diesen auch die neuesten Erscheinungen von Opern und Schauspielen aufführen. In Ohrdruff bekleidete Kirchner auch sein erstes Amt als Lehrer an der Realschule.

Doch Kirchner hielt es nicht lange in Ohrdruff. Sein musikalisches Talent verlangte nach weiterer und tieferer Ausbildung, und so bezog er die Hochschule für Musik in Berlin. Seine Hauptfächer waren zunächst Orgel und Komposition. Er ließ sich dann aber auf Anraten seiner Lehrer als Konzertsänger (Tenor) ausbilden. Als solcher hat er sich in den Jahren 1889—93 in der Reichshauptstadt einen Namen gemacht.

Doch Kirchner strebte weiter. In ihm regte sich seine kompositorische Begabung. Um schöpferisch tätig sein zu können, schlug er manchen Antrag, die Bühnenlaufbahn zu ergreifen ab, nahm nunmehr, nachdem er sich verheiratet hatte, eine Musikdirektorstelle in Mediasch in Siebenbürgen an, wo er die zum künstlerischen Schaffen nötige Ruhe finden wollte. Hier in der deutschen Sachsenkolonie hat Kirchner auch tatsächlich die größte Zahl seiner Werke geschaffen.

Von Mediasch siedelte Kirchner in der gleichen Eigenschaft nach Hermannstadt über, und auf Veranlassung der rumänischen Königin und Dichterin Carmen Sylva nach Bukarest, wo er als Professor für Komposition und Orchesterleitung am Staatskonservatorium wirkte, zugleich aber auch als Dirigent der „Deutschen Liedertafel“ und Organist der deutschen Gemeinde fungierte. Kirchner schreibt von seinem Aufenthalt in Rumänien: „Hier in diesem schönen Lande, unter den kerndeutschen biederen Sachsen habe ich die schönsten Jahre meines Lebens verbracht, und es hat sich bewahrheitet, was ich einmal zu meinem Freunde Professor Karl Römer, dem Dichter meines Liedes ‚Beim Holderstrauch‘ sagte: ‚Wenn ich einmal fort bin, werde ich mich immer nach diesem Lande zurückkehren.‘“ Hier hatte Kirchner seine größten künstlerischen Erfolge zu verzeichnen. Die rumänische Presse war voll des Lobes über seine Leistungen. Noch in letzter Zeit sollte in Bukarest eine seiner Opern aufgeführt werden.¹⁾

¹⁾ Heute noch ist die „Deutsche Liedertafel“ ein Mittelpunkt des deutschen gesellschaftlichen Lebens in Bukarest. Unvergessen wird mir der Abend vor zwei Jahren bleiben, den uns — den Teilnehmern der Südosteuropafahrt der Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften — dieser zielsichere und starke ausländische Gesangverein gab, an welcher Veranstaltung die deutsche Kolonie in Bukarest, an der Spitze der prächtige deutsche Gesandte von Mutius, auch ein Schlesier, geschlossen teilnahm.

1910 kehrte Kirchner nach Deutschland zurück. Wir fragen uns unwillkürlich: „Was bewog Hermann Kirchner, seine in ideeller und materieller Hinsicht glänzende Stellung in Bukarest aufzugeben, seine ihm lieb gewordenen siebenbürgischen Sachsen zu verlassen?“ Der wahre Grund wird nur Wenigen bekannt sein. Hier an dieser Stelle möchte ich ihn aber nicht unerwähnt lassen. Als ordentlicher Professor am Staatskonservatorium der rumänischen Hauptstadt hätte Kirchner rumänischer Staatsbürger werden müssen und das wollte er nicht. Er wurde in den preußischen höheren Schuldienst übernommen und in Ratibor O/S. als Musiklehrer am Staatl. Gymnasium angestellt. Hier aber hatte er über 10 Jahre lang einen harten Kampf mit der Regierung zu führen, die ihm die erfolgreichen Auslandsjahre als Pionier für das Deutschtum nicht anrechnete. Kirchner war einerseits daher gezwungen, die nun ausfallenden Einnahmen durch Nebenverdienste in Ratibor und Beuthen O/S. (Lehrer an der Musikschule von Cieplik und Dirigent des Philharmonischen Chores) auszugleichen, andererseits war ihm dadurch fast jede Möglichkeit zu weiterem künstlerischen Schaffen genommen. Die Werke, welche aus jenen, nicht gerade erfreulichen Zeiten stammen, sind zumeist in schlaflosen Nachtstunden entstanden. Kirchner konnte sich auch an die heimatlichen Musikverhältnisse nicht mehr gewöhnen. Er schreibt in seiner Selbstbiographie: „Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich mich gleich wieder wohlgeföhlt hätte; wer in südlichen Ländern — und zumal vor dem Kriege — gelebt hat, wird mich verstehen. Auch an das deutsche Musiktreiben konnte ich mich erst langsam wieder gewöhnen, mir lag das jahrzehntelange, temperamentvolle, südländische Musizieren zu sehr im Blute, und der Klang der schönen Stimmen in den Ohren.“

Nach 16 arbeitsvollen, an Freude armen und Leid reichen Jahren trat Prof. Kirchner, der nun auch Studienrat und musikalischer Fachberater für die höheren Lehranstalten geworden war, 1927 nach dem Altersgesetz in den Ruhestand. Für den arbeitsfrohen Mann gab es noch kein Ausruhen. Er siedelte nach Breslau über und wirkte bis zu seinem Tode als Lehrer für Sologesang an der vom Provinzialkirchenrat neuerrichteten „Evangelischen Kirchenmusikschule in Schlesien.“

In Hermann Kirchner hat Siebenbürgen eine seiner volkstümlichsten Persönlichkeiten, Oberschlesien seinen volkstümlichsten Komponisten verloren. Alle, die den liebenswürdigen, frohen, hochgeachteten und unermülich schaffenden Künstler kannten, werden sein so plögliches Hinscheiden tief bedauern. Stets freundlich und für alle gern und immer hilfsbereit, war er besonders der Schuljugend ein ausgezeichnete Lehrer und Führer in musikalischen Angelegenheiten. Wie Kirchner über den Schulmusikunterricht dachte, zeigen uns am besten folgende seiner Worte: „Das höchste und schönste Ziel eines guten Musikunterrichtes ist und bleibt: Lust und Liebe zum Gesange zu erwecken. Der Schüler soll nicht nur in der Schulstunde unter der Aufsicht des Lehrers singen, sondern auch draußen in Wald und Feld ganz von selbst seine Stimme freudig erschallen lassen. Wer das in der Jugend treibt, wird auch später nicht davon lassen und sich manchen Kummer,

manche Sorge von der Seele singen. Die rechte Sangeslust wird sich beim Schüler aber nur dann einstellen, wenn er einen Vorrat, einen Schatz schöner Lieder besitzt, die er auswendig singen und mit hinaus ins Leben nehmen kann.“

Die Volkstümlichkeit hatte Kirchner insbesondere seinem Volksliedschaffen zu verdanken. Seine aus vollem Herzen quellenden Weisen zu deutschen und siebenbürgischen Texten sind Volksgut der im Burgenlande wohnenden Sachsen geworden. Diese Liedlein sind nicht von ihm aus dem Volksmunde aufgefangen und dann niedergeschrieben worden, sie sind wirklich frei von ihm geschaffen worden. Und das ist ja gerade das Bewundernswerte, daß sich seine Musikanatur den Sitten und Gebräuchen, überhaupt der ganzen siebenbürgisch-sächsischen Kultur so anpaßte, daß die Lieder als echte, rechte Volkslieder dieses Landes gelten konnten, tatsächlich auch vom Volke aufgenommen und gesungen wurden. Den besten Aufschluß über die schöpferische Tätigkeit Kirchners auf dem Gebiet des siebenb.-sächsischen Volksliedes können uns Augen- und Ohrenzeugen geben. Kirchners Freund, der vorerwähnte Professor Karl Römer, Mediasch, schreibt: „Mit außerordentlicher Empfänglichkeit nahm der hochstrebende, hochbegabte Mann das Neue auf, das sich ihm hier bot, die eigenartige Schönheit unserer Landschaft, das bunte Völkergemisch, unser Volkstum mit seiner besonderen Art. Was unsere Gymnasialbibliothek an Schriften über sächs. Geschichte, Literatur und Volkskunde bieten konnte, verschlang er und war in all diesem bald besser beschlagen, als die meisten unserer Gebildeten. Vor allem suchte er aber die lebendige Berührung und fand sie auch mit unserem Landvolk. Er hatte seine Freude an der ursprünglichen Kraft unserer Bauern. Sein geradezu ungestümer Schaffensdrang aber trieb ihn nun an, dieses neue Erleben musikalisch auszudrücken. Die erste Frucht dieses Neuaufblühens in seinem Wesen waren die sächs. Volkslieder. Die Anregung ging eigentlich von den alten Volksliedern in Ferd. Wilh. Schusters Sammlung aus. Wir bedauerten, daß unser Volk nicht mehr in seiner Mundart singe. Sollte man ihm nicht neue Lieder schaffen können? Er wollte es wagen. Sein Ausruf an die sächs. Dichter, ihm volkstümliche Liedertexte zur Verfügung zu stellen, hatte guten Erfolg. Es fand sich eine Reihe von schlichten, volkstümlichen, stimmungsvollen Gedichten, mit denen man es versuchen konnte. Und als wir die ersten Vertonungen hörten, da war es uns, als ob da wirklich etwas von unserem eigenen Wesen mitklänge und unser Herz bewege. Und unser Volk muß das überall so empfunden haben. Raum war eins der Liedchen bekannt geworden, wurde es wie auf geheimnisvollen Schwingen durch's Land getragen. Das erste Liederheft war auch so schnell vergriffen, daß es schon nach einigen Monaten in zweiter Auflage erscheinen mußte. Es folgten dann noch mit ähnlichem Erfolge ein zweites und ein drittes Heft. Kirchner hat mit den Liedern unserem Volke ans Herz gegriffen, er hat ihm gegeben, wonach sich unbewußt seine Seele sehnte. In einer Zeit schwerer nationaler Kämpfe hat es in diesen Liedern in den Lauten der Muttersprache, getragen von den Weisen, die mit ihnen eins geworden waren, sein eigenes Wesen inniger erfaßt.“ Kirchner hat also mit bewußter Absicht wirkliche Volkslieder

geschaffen, und er hat einen vollen Erfolg gehabt. — Die siebenb.-sächs. Volkslieder sind auch in deutschen Übersetzungen in verschiedenen Ausgaben erschienen, so bei Pabst in Leipzig: *Sechs Lieder für Männer-, gemischten und vierstimmigen Frauenchor.*¹⁾

Kirchner ist bei der Volksliedkomposition nicht stehen geblieben. Er ging auf dem Gebiete des Volkstümlichen noch einen Schritt weiter, indem er seiner Oper „Der Herr der Hann“ (auch „Der Dorfrichter“ oder „Siebenbürgische Einquartierung“ genannt) einen dem siebenb.-sächs. Volksleben entnommenen Stoff als Handlung zugrunde legte. Volkstümlichen Charakter haben auch Kirchner's Sololieder. Eine Auswahl derselben sind im Selbstverlage des Komponisten erschienen. Es sind zumeist Vertonungen von Gedichten des Westfalen Heinrich Zerfaulen, wie „Heißer Sommer“, „Stille Stunde I und II“, „Kamerad“. Ferner ist Th. Storm mit der Dichtung „Die Nachtigall“, Hermann Löns mit seinem „Husarenlied“ und dem Gedichte „Der Dompfaff“ vertreten. Das „Rumänische Wiegenliedchen“ ist eine Dichtung des Komponisten. In der Wahl der Liedform ist Kirchner ein Meister. Um die rechte Form, d. h. die Form, welche die Idee des Gedichtes zum Ausdruck bringen soll, zu wählen, bedarf es eines tiefen Einfühlungsvermögens in die Dichtung. Kirchner hat nicht wahllos die strophische, veränderte oder durchkomponierte Liedform angewandt, sondern immer die Melodie in die Form gekleidet, welche das Gedicht erheischte. Nebenbei sei gesagt, daß das Schaffen eines wertvollen Strophenliedes dieselbe Kunstleistung bedeutet, wie das Schaffen jedes anderen Liedes. So hat uns Kirchner als Strophenliedchen das entzückende „Rumänische Wiegenliedchen“ mit der wiegenden Begleitung geschenkt, ferner das lustige rumänische Lied „Der Leichtsinige“, das erfrischende, frohe Jägerliedchen „Die grünen Jäger“ nach einem Text von R. Römer, das schalkhafte „Peterle und Eberle“.

Die veränderte Liedform weist das Lied „Die Nachtigall“ auf. Hier hat Kirchner den Wechsel der Empfindung der mittleren Strophe auch in der Vertonung zum Ausdruck gebracht. Während die erste Strophe erfüllt ist von dem Jubel und dem „süßen Schall“ der Nachtigall, wechselt in der zweiten Strophe jäh die Stimmung: „Nun geht sie tief in Sinnen“ — „und weiß nicht, was beginnen“. Die Tonart wechselt plötzlich vom lichten G-Dur nach dem herberen Es-Dur und G-Moll, die Melodie ist reich an kleinen, drückenden Intervallen. Die letzte Strophe

¹⁾ Vielfach hört man von berufener und unberufener Seite abfällige Urteile über die Volkslieder Kirchner's. Es muß zugegeben werden, daß manche seiner Melodien vor der „Kritik“ nicht standhalten. Insbesondere wird das anfangs erwähnte Lied „Beim Holderstrauch“ als Beispiel „Kirchnerischer Sentimentalität“ angeführt. Dem sei entgegnet, daß R. diese Melodie wohl auch nicht als eine seiner besseren Musenkinder angesehen haben wird. Ich erinnere auch daran, daß auch Joh. Strauß'sche und Schubert'sche Melodien nicht frei sind von sentimentalischen Wendungen und daß gerade solche Werke der genannten Meister viel und gern gespielt und gesungen werden. Es ist auch gänzlich verfehlt, das Schaffen eines Komponisten nur von einer Seite, geschweige denn von einigen Liedern aus zu beurteilen. Schließlich noch die Frage: Wie vielen Komponisten kann man nachrühmen, echte Volkslieder geschaffen zu haben?

ist wieder erfüllt vom jubelnden Singen der Nachtigall. Das Vorspiel mit dem „Nachtigallen-Motiv“, das den Klavierpart in einigen Varianten belebt, wird zugleich Nachspiel. — Denselben formalen Aufbau weist das Lied „Wilde Rosen“ auf. Bei der zweiten Strophe sind Melodie und Klavierbegleitung verändert. Aber noch mehr: Was die Melodie allein nicht mehr zu sagen vermag, singt das Klavier. Die in sanftem Des-Dur, über einer nur stufenweise fortschreitenden Melodie dahineilenden Sechzehntel sind Ausdruck seliger Erinnerungen an erlebte Wehestunden mit dem jetzt in weiter Ferne weilenden Geliebten. Eine weitere Steigerung musikalischer Ausdruckskunst bedeutet Nr. 9 der Kirchner'schen Liedersammlung: „Heißer Sommer“. Hier hat der Künstler die Gesamtstimmung der Dichtung ins Musikalische übersezt. Dem Klavier ist die eigentliche Aussprache der poetischen Stimmung überlassen. Die in Ges-Moll dahinschwebenden Triolen erinnern an das wundervolle Schumann-Duett „Sommeruh“.

Mit der Ballade „Hans Jürgen, Ritter auf Falkenstein“ beweist Kirchner, daß er auch in dieser Kunstgattung Gutes zu leisten vermochte.

Außer einer Reihe von A-capella-Männerchören hatte Kirchner auch eine Anzahl größerer Gesangskompositionen geschrieben, auf die ich wegen Raum-mangels nur kurz hinweisen will:

„Der Alpenjäger“, Schiller, Ballade für Bariton mit Orchester,

„Ich wollte, ich wäre von Eisen“, Carmen Sylva, Kantate für Männerchor mit Orchester,

„Das war eine Fahrt“, Serenade für Männerchor, Tenorsolo und Orchester,

„Die Kirche von Gorlice“, Ballade für gemischten Chor, Deklamation und Orchester,

„In den Karpathen“, Festkantate für gemischten Männer- und Frauenchor, Sologefang und Orchester.

Ganz besonders möchte ich auf folgende Kompositionen dieser Gattung hinweisen: „Das Mädchen aus der Fremde“, Schiller, Pastorale für dreistimmigen Frauenchor mit Orchester, ein dankbares Werk für Schulaufführungen, ferner „Was rauscht der Wald“, Carmen Sylva, für Männerchor, Sopran- und Basssolo und Orchester, wohl eine der besten Chorkompositionen Kirchner's. Hier zeigt der Komponist nicht nur seine Kunst in der polyphonen Behandlung der Chorstimmen, hier sehen wir auch seine Meisterschaft in der Sonmalerei und Instrumentation. Kirchner illustriert den Inhalt der an stimmungsvollen Gegensätzen reichen Dichtung durch das Orchester.

Daß Kirchner wohl zu instrumentieren verstand, zeigen auch seine Orchesterwerke („Festouvertüre Hindenburg“ op. 80 nach Motiven seines Hindenburgliedes, „Aus stürmischen Tagen“ op. 50, Sinfonische Dichtung für großes Orchester, „Im Maja-Hain“ op. 88, eine Ballettmusik für volles Orchester), und besonders seine Bühnenmusiken und Oratorien.

An Bühnenwerken hat Kirchner das Singspiel „In einem kühlen Grunde“ (oder „Der junge Eichendorff“), dessen Handlung in Schloß und Wald Lubowitz spielt,

die Operette „Li—tu—je“ und die drei Opern: „Der Herr der Hann“ (Mediasch 1899), „Stephania“ (Hermannstadt 1902) und „Osternacht“ geschrieben. Die Opern sind vielfach in rumänischen und oberschlesischen Städten aufgeführt worden. Daß man Kirchner auch auf diesem Schaffensgebiete Anerkennung sollte, zeigte sich noch im vorigen Jahre, als man ihn nach Bukarest rief, Aufführungen seiner Werke zu dirigieren.

In der Oratorien-Trilogie: „Christus am See Genesareth“, „Christus am Jakobsbrunnen“ und „Christus in Bethanien“ offenbart Kirchner seine tief religiöse Seele. Hier legt er aber auch sein ganzes großes Können an den Tag. Es würde hier zu weit führen, dieses Werk, das in oberschlesischen Städten schon mehrfache Aufführungen erlebt hat, in seinen Einzelheiten zu besprechen, doch das muß gesagt sein, daß Kirchner nicht nur sein lustig musizieren kann, in himmlischer Fröhlichkeit, wie die kleinen Englein, seine Musik kann auch ernst und düster sein, kann des Menschen Seele mit fortreißen zu höchster Freude, kann sie aber auch das tiefste Leid fühlen lassen. Und wessen Musik vermag, Herzen zu bewegen, der ist ein gottbegnadeter Künstler.

An sonstigen geistlichen Kompositionen hat Kirchner einige Lieder, zumeist für Frauenchor mit Klavierbegleitung und eine Messe in F-Dur für gemischten Chor und Orgel geschrieben. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn diese schlichte und würdige, doch abwechslungsreich gegliederte Messe, die leider nur im Manuskript vorliegt, des Öfteren aufgeführt werden würde.

Auch für Klavier hat Kirchner einige kleinere und größere Werke geschrieben, darunter ein Klavierkonzert mit Orchesterbegleitung op. 75. Die Klaviermusik ist wieder ein Zeugnis für das Einfühlungsvermögen des Künstlers in das rumänische Volksleben. Die melodische Linie, der Rhythmus, der gekennzeichnet ist durch Synkopen, Triolen, Triller, punktierte Noten und kleine Notenwerte — alles das sind Ausdrucksmittel für rumänische Eigenarten. Zudem kennzeichnen auch schon die Überschriften den rumänischen Charakter der Stücke, wie: Rumänische Rhapsodie, Hora dobrogeana, rumänischer Volkstanz usw. Bemerkenswert sei noch, daß das Spielen aller Stücke eine gute Technik voraussetzt.

Vom kammermusikalischen Schaffen unseres oberschlesischen Meisters zeugt das Streichquartett A-Moll. Es ist ein für alle Instrumente sehr schwer zu spielendes Werk, dürfte aber für gewandte Quartettspieler eine dankbare Aufgabe sein. Kirchner läßt hier seine kontrapunktischen Künste spielen; es ist eine Freude, die einzelnen Themen, oder nur thematische Motive bald von den Geigen oder der Bratsche, bald vom Violoncello zu hören. Das an Gegensätzen reiche Werk zeigt uns, wie auch in den Oratorien, Kirchner als Meister der Steigerungen. Sequenzbildungen — wie sie auch des Öfteren in den Sinfonien A. Bruckners zu finden sind — führen zu dramatischen Höhepunkten. Bezwingend wirken auch die vielen Unisonostellen, bei welchen zwei oder gar alle Instrumente dieselbe Melodie erklingen lassen. Die Themen selbst erinnern in ihrem melodischen Verlauf und ihrer rhythmischen Vielfältigkeit an die rumänischen Volkstänze. Der erste Satz ist ein Allegro ma

non troppo in A-Moll, der zweite ein Adagio in der Dominante E-Dur, dessen drei mittlere Abschnitte jedoch in C-Dur, dann in As-Dur und schließlich in A-Dur stehen. Der dritte Satz, ein Scherzo, das am auffälligsten den rumänischen Tanzcharakter aufweist, steht in der Unterdominante der Eingangstonart, nämlich in D-Moll. Das Trio, in B-Dur, bildet mit den leichten teils staccato, teils pizzicato gespielten Sechzehntelfiguren und in seiner Durchsichtigkeit einen schroffen Gegensatz zu den Eckfäden. Der letzte Satz, wiederum ein Allegro ma non troppo, jedoch in der parallelen Durtonart zur Eingangstonart stehend (A-Dur), ist in seinem ganzen Verlauf fugisch gebaut. Das Thema wird zunächst in zartestem pp unisono von allen Instrumenten gespielt und dann in allen Stimmen durchgeführt. In gleicher Weise wird ein zweites Thema für den Mittelteil verwandt. Der Satz klingt in einer sich bis zum ff steigenden Fuge über das erste Thema aus.

Wie wir sehen, ist das Schaffen Professor H. Kirchner sehr vielfältiger Art gewesen. Allzufrüh mußte der unermüdlich schaffende Künstler, dessen Leben so reiche Früchte getragen, von hinnen scheiden. Wir können sein Andenken am besten ehren, wenn wir seine Werke aufführen.



Rundschau

Zehn Jahre Revaler Bote

Als Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten Revalischen Zeitung erscheint seit dem bedeutungsvollen Jahre 1919 der „Revaler Bote“. Es ist erstaunlich, wie eine für rund 30.000 Seelen bestimmte Tageszeitung in kluger Ausnutzung der gegebenen staatlichen und geographischen Lage weit über den Rahmen ihrer kleinen Minderheit hinausgreifen und sich eine geachtete Stellung in der gesamten Kulturwelt erringen kann. Unter der Leitung von Urel de Bries ist der Revaler Bote der vornehmste Träger des Minderheiten = Autonomiegedankens geworden, hat er geschickt eine geistige Mittlerrolle zwischen Ost und West ergriffen und hat er schließlich trotz vielfacher Anfeindungen durch das estnische Staatsvolk (de Bries verbüßt eben zur Zeit des Jubiläums eine einmonatliche Kerkerstrafe) auch den estnischen Staat der Kulturwelt gegenüber vertreten, denn die Sprache eines Ein-Millionenvolkes wird im Chor der Völker nirgend Resonanz finden.

Zur Feier des zehnjährigen Bestandes erscheint eine umfangreiche Jubiläumsnummer mit Beiträgen der namhaftesten Vertreter des Deutsch-Baltentums, des estnischen Staates, der Reichsdeutschen, die im Interesse der deutschen Minderheiten eine hervorragendere Tätigkeit entfalten. Wir beglückwünschen den Revaler Boten und die Deutschen Estlands zu ihrem Ehrentag, der uns alle mit Freude und Stolz über diesen tapfersten deutschen Volkspplitter erfüllt!

Aufruf

zur Mitarbeit bei der Einrichtung des allgemeinen V. D. U.-Museums in der Plassenburg ob Kulmbach (Oberfranken, Bayern)

Nach langen Verhandlungen ist der Vertrag zwischen dem Bayerischen Staat, als Eigentümer der Markgrafenveste Plassenburg und dem V. D. U. unterzeichnet, der dem V. D. U. zur Errichtung eines ständigen V. D. U.-Museums und einer Pflegestätte des V. D. U.-Gedankens nach dem zuerst von Herrn Studienprofessor Puchtler-Kulmbach gefaßten Plan und lange Zeit ein Heimrecht auf der mächtigen Burg im Frankenlande gibt.

Der V. D. U. beabsichtigt hier seine Entwicklungsgeschichte und die aller Landesverbände und Ortsgruppen, sowie die Schularbeit in den Betreuungsgebieten für die Vergangenheit und in der Zukunft durch eine ständige Sammlung und Ausstellung festzuhalten und durch bildliche, kartographische und statistische Darstellung, durch Sammlung alter und zukünftiger Dokumente, Berichte, Zeitungen, Plakate usw., durch eine Bücherei und Nachschlagewerke, sowie eine dauernde Ausstellung von Trachten, Erzeugnissen, Einrichtungen usw. der Betreuungsgebiete die Art und das Ziel der V. D. U.-Arbeit den weitesten Kreisen nahe zu bringen.

Auf der Plassenburg soll eine werbende, lebendige Pflegestätte des V. D. U.-Gedankens als Tagungsort und Wanderziel geschaffen werden. Die gute und bequeme Jugendherberge auf der Burg, sowie die herrlichen Wanderungen im Frankenlande werden, wie schon jetzt, eine große Anziehungskraft ausüben.

Der Hauptvorstand des V. D. U. fordert alle Landesverbände und Ortsgruppen sowie die befreundeten Vereine und Organisationen im Reich und außerhalb der Grenze dringend auf, bei dem Ausbau des allgemeinen V. D. U.-Museums und der Pflegestätte des V. D. U.-Gedankens auf der Plassenburg mitzuhelfen.

Erwünscht sind (auch als Leihgabe): statistische, bildliche und schriftliche Angaben aus der Entwicklungsgeschichte der Landesverbände, — es ist an eine ständige Sammlung in ähnlicher Weise gedacht, wie sie in Kiel in vorbildlicher Weise in der Ausstellung „Frauendienst am Auslandsdeutschum“ gezeigt wurde — für die Zukunft zur Fortsetzung der Sammlung Einsendung aller Jahres- usw. Berichte, Veröffentlichungen usw. an die Verwaltung des V. D. U.-Museums; sodann wird gebeten, mit den Betreuungsgebieten in Verbindung zu treten und ihnen dringend nahe zu legen, das V. D. U.-Museum durch Beschickung von Bildern, Trachten, kartographischem und statistischem Material usw. durch Ausstellung von Einrichtungen (eventuell auch im Modell) zu einem Heimatmuseum der Betreuungsgebiete auszubauen. Es liegt hierbei auf der Hand, daß es auch im eigensten Interesse der Betreuungsgebiete liegt, ihre Eigenart und das Verständnis für die Besonderheiten ihres Lebens auf diese Weise den weitesten Kreisen greifbar nahe zu bringen.

Der Besuch der Burg, die in ihren machtvollen Mauern noch andere kulturelle Verbände beherbergt, verspricht ein sehr großer zu werden.

Der blaue V. D. U.-Wimpel soll jetzt von hoher Warte als weithin sichtbares Zeichen des V. D. U.-Gedankens über dem Maintal flattern!

Die Grundlagen, etwas Großes und Würdiges zu schaffen, sind gegeben; zum Ausbau bedürfen wir der Mithilfe des ganzen V. D. U. und seiner Freunde!

Anschrift von Anfragen usw.: Verein für das Deutschtum im Ausland, Verwaltung des Pfaffenburg-Museums in Kulmbach (Oberfranken). Verwaltung: Major a. D. Schluttig, Pfaffenburg, Post Kulmbach.

Ein Weltkongreß der Auslandsungarn

Während der „Stephanswoche“ hat in Budapest ein „Weltkongreß der Auslandsungarn“ stattgefunden, der nun auch innerhalb des Gesamtungarntums den Gedanken sich deutlich herauskristallisieren läßt, daß die Zusammenfassung der Angehörigen eines Volkstums nicht an Staatsgrenzen gebunden sein kann, sondern daß namentlich die kulturellen Belange einheitlich über den ganzen Lebensraum der Nation gestaltet werden müssen. Allerdings machte sich auf dem Kongreß die mit bewundernswerter Starrheit festgehaltene Ideologie geltend, daß das Ungarntum der Nachfolgestaaten nicht zum „Ausland“-Ungarntum gehöre, sondern organischer Bestandteil des ungarischen Mutterlandes sei. Was man in Budapest meisterhaft versteht, die eindrucksvolle, prächtige Aufmachung und das Schaffen starker Gemütstöne — das fehlte selbstverständlich auch bei diesem Kongreß nicht. Dauerndes Interesse beansprucht der geistige Gehalt der Zusammenkunft. In einzelnen Sektionen wurden die Arbeitsgebiete: Fremdenverkehr, allgemeine Kultur, Organisation, sozialpolitische Fragen, Auswanderungswesen, Wirtschaftsfragen behandelt. Wenn z. B. in der Kultursektion der Druck eigener Lehrbücher für die Kinder der Auslandsungarn, die Errichtung ungarischer Büchereien im Ausland, unbeschränkter Eingang der kulturellen und politischen Presse in den Nachfolgerstaaten, die Errichtung von ungarischen Minderheitsinstituten u. a. in London gefordert wurde, so geben diese Teilanführungen schon einen ungefähren Begriff von dem Umfang der Verhandlungen. Was aber noch wesentlich ist und was einen ungarischen Kongreß z. B. von einem allgemein-deutschen sehr unterscheidet, ist, daß zwar auf allen diesen Gebieten noch nur ein Anfangsstadium erreicht und noch wenig positive Arbeit geleistet wurde, daß aber hinter dem Gedanken der Volkseinheit über die Grenzen hinweg die gesamte Nation in flammender Begeisterung steht.

Hermann Kirchner

Der Aufsatz ist der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ entnommen (11. Jahrgang, September 1929). Wir empfehlen diese hervorragende Zeitschrift, die ein Muster organischer Heimatpflege aufstellt, auf das allerwärmste.

Bücherschau

Dr. Carl G. Cornelius: Die Deutschen im brasilianischen Wirtschaftsleben. Zweiter Band der neuen „Wirtschaftswissenschaftlichen Reihe“ der Schriften des Deutschen Ausland-Instituts. Ausland und Heimat Verlags-V.-G. Stuttgart, Haus des Deutschtums, Charlottenplatz 1. 88 Seiten. Preis geb. RM. 3.70, geh. RM. 3.—.

Als bei Kriegsende in Deutschland das Interesse an den deutschen Volksgruppen im Auslande sich stärker zu regen begann, da setzte gleichzeitig jene Epoche sich steigender kultureller Unterdrückungsmaßnahmen gegen die deutschen Minderheiten in Europa ein, welche das Deutschtum auf kulturellem Gebiet in Sprache und Kultur schwächen oder vernichten sollte. So war es kein Wunder, daß lange Zeit die kulturellen Probleme bei der Beschäftigung mit dem Auslandsdeutschtum im Vordergrund gestanden haben. Doch sind die Auslandsdeutschen als wirtschaftliche Pioniere des Deutschtums ebenso wichtig, wie als kulturelle Vorposten. Das gilt besonders von den Einwanderungsländern in Übersee, in denen der Deutsche, ja der Europäer überhaupt, erst seit wenigen Jahrhunderten ansässig ist, wo noch immer neue Menschen aus Europa zufließen und wo daher die wirtschaftlichen Fragen, die Versuche, für den einzelnen wie für ein Volk, die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen zu schaffen, viel stärker im Vordergrund stehen, als im alten Europa mit seiner reichen kulturellen Tradition. Dieser Vorrang der wirtschaftlichen vor den kulturellen Problemen gilt für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, gilt für das fremdsprachige Staatsvolk, wie für die kleine deutsche Volksgruppe, die sich in einer fremdsprachigen und oft andersrassigen Umgebung wirtschaftlich und volklich behaupten will. Und gerade auf wirtschaftlichem Gebiet hat der Deutsche in Übersee überragende Erfolge erzielt. Diese Tatsache ist nicht neu, aber sie ist jetzt zum erstenmal für eines der wichtigsten überseeischen Auslandsdeutschtumsgebiete mit wissenschaftlicher Genauigkeit statistisch nachgewiesen worden, nämlich für Brasilien. Hier machen die Deutschen nur 2% der Gesamtbevölkerung aus, aber diesem geringen Anteil steht die vierfache Beteiligung an der Landwirtschaft, die fünffache an der Industrie und die sechsfache am Handel gegenüber. Schon diese bloßen Ziffern lassen erkennen, wie ausschlaggebend die wirtschaftliche Stellung des Deutschen in einem aufstrebenden Zukunftslande wie dem Riesenreich Brasilien ist. Die Zahlen werden noch viel eindrucksvoller, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Deutsche in manchen Teilen Brasiliens, vor allem im tropischen Norden, fast ganz fehlt, daß aber dafür sein Anteil an der Wirtschaft in anderen Teilen, besonders in Südbrasilien, noch sehr viel höher ist, als es die obigen Ziffern angeben, die ja den Durchschnitt für ganz Brasilien enthalten, z. B. beträgt der deutsche Anteil an der Industrie in Rio Grande do Sul 40%. Die Zahlen sind errechnet worden von Carl G. Cornelius, der soeben im Stuttgarter Ausland und Heimat-Verlag als Band II der von dem Deutschen Auslandinstitut herausgegebenen Wirtschaftswissenschaftlichen Reihe ein Buch „Die Deutschen in brasilianischen Wirtschaftsleben“ hat erscheinen lassen. Es ist indessen keineswegs eine bloß statistische Untersuchung, in der lange Zahlenreihen aufmarschieren, die nur den wissenschaftlich eingestellten Spezialisten interessieren könnten. Es ist vielmehr ein Nachschlagewerk, das unter Verarbeitung eines umfangreichen Quellenmaterials einen übersichtlichen Führer durch alle Zweige des brasilianischen Wirtschaftslebens darstellt, in denen der deutsche Einfluß von irgendwelcher Bedeutung ist. Nacheinander wird die Stellung der Deutschen in der Urproduktion, in Industrie und Gewerbe, in der Güterverteilung, im Verkehr und in der Kapitalwirtschaft aufgezeigt. Ein beson-

derer methodischer Vorzug des Buches ist darin zu suchen, daß neben den Reichsdeutschen auch die Deutsch-Brasilianer, d. h. die Deutschen brasilianischer Staatsangehörigkeit, mitberücksichtigt werden, daß also kein grundsätzlicher Unterschied zwischen ihnen gemacht wird.

So ist dieses Werk geeignet, ein Nachschlagebuch für jeden deutschen Wirtschaftsfachmann zu werden. Es bedeutet zugleich als die erste systematische Durchforschung eines der großen überseeischen Deutschumsgebiete eine wichtige Bereicherung der Auslandsdeutschumliteratur, die uns die Größe der deutschen Wirtschaftsleistung in der Welt erkennen läßt und uns veranschaulicht, wie sehr neben dem europäischen auch das überseeische Deutschum berufen ist, beim deutschen Wiederaufbau mitzuwirken.

„Monatliche Verzeichnisse der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften“ 1928. Wer gibt die meisten amtlichen Druckschriften heraus? Die Antwort hierauf bleibt der jetzt abgeschlossene 1. Jahrgang der vom Reichsministerium des Innern herausgegebene von der Deutschen Bücherei bearbeiteten „Monatlichen Verzeichnisse“.

Von den insgesamt 2950 Nummern entfallen auf die Städte nur 348; sie scheinen sich also einer gewissen Zurückhaltung zu befleißigen. Bedenkt man jedoch, daß das „Monatliche Verzeichnis“ in seinem 1. Jahrgang nur die Großstädte berücksichtigt hat (der neue Jahrgang erweitert die Grenze auch auf die Mittelstädte mit mehr als 50000 Einwohnern), so kommen im Durchschnitt immerhin noch 8 Veröffentlichungen auf jede der 44 deutschen Großstädte. Das Reich ist mit 898 Titeln beteiligt, die Länder in ihrer Gesamtheit mit 1704. An der Spitze der Länder marschiert billigerweise Preußen mit 767, ihm folgt Bayern mit 155 und Sachsen mit 141 Nummern. Von den einzelnen Behörden sind am fruchtbarsten die statistischen Ämter und die Ämter für Landesaufnahme. So brachte das Reichsamt für Landesaufnahme in Berlin nicht weniger als 383 Kartenblätter heraus und das Statistische Reichsamt 54 Bücher im Gesamtumfang von 10504 Seiten.

Die Auslese: Der geistige Querschnitt durch Zeit und Kontinente. Bringt das Beste aus dem führenden Zeitschriften aller Sprachen. 3. Jahrgang. Verlag Lufen und Lufen, Berlin S. 14. Einzelheft 1 Mk.

Die Auslese vertritt weder politische noch irgendwelche anderen Tendenzen. Von ihrer unparteiischen Einstellung zeugt die Auswahl der wiedergegebenen Artikel. Man greift immer wieder gern nach den kleinen, handlichen Monatsheften der „Auslese“, die in guter Übersetzung das Beste aus den führenden Zeitschriften aller Sprachen bringt. Der Verlag O. S. Lufen bietet in dieser Monatschrift eine literarische Erscheinung, wie sie wohl kaum ein zweites Volk besitzt. In der „Auslese“ ist dafür gesorgt, daß sozusagen sämtliche Wissensgebiete behandelt werden; jede Einseitigkeit ist vermieden. Die Zeitschrift richtet sich an denkende und kritische Kreise, die selbst Stellung nehmen sollen zu den Veröffentlichungen, welche ihnen die „Auslese“ darbietet. Erstaunlich ist der Reichtum an originellen Gedanken und an wichtigen Äußerungen zu den Weltereignissen und Weltproblemen. Es gibt wohl keine Zeitschrift, welche auf so kleinem Raum so weltumspannende Gedanken und wissenswerte Erörterungen bringt, und das alles in so knapper Form, daß jeder Mensch im Laufe eines Monats die 30 Artikel mit Aufmerksamkeit durchzulesen imstande ist.



Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Mia Munier-Wroblewska: Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachen, Welken eines kurländischen Geschlechtes. 3. Band: Sonnenwende. 1928. Verlag bei Eugen Salzer in Heilbronn.

Nur wer selbst das alte Kurland gekannt hat, kann ermessen, mit welcher überlegenem Verständnis seine Menschen, die glaubensfesten Geistlichen, die abseitigen Sonderlinge, die stolzen Kaufleute und sittenreinen Frauen dargestellt sind; wie prächtig die Schilderungen der Hansestadt Riga, der brausenden Ostsee, der winterlichen Ebene und des nordisch leuchtenden Frühlings dem Leben abgelauscht wurden. Die Verfasserin malt kurländische Eigenart bis auf die provinziellen Sprachwendungen hinab getreu in ihren Einzelheiten. Aber dem Einzelnen und seinem Erleben aber steht der große Zusammenhang der Geschlechter, dem wir schicksalhaft eingeordnet sind. Ein Ahnen vom Walten ewiger Mächte liegt über ihren Schilderungen und erhebt sie über die Kultur- und Heimatmalerei ins allgemein Menschliche, in das rein Künstlerische. Mit der Sachlichkeit epischer Meisterschaft ist der Aufbau des Ganzen, sind die feinen menschlichen Einzelzüge gestaltet; das Ringen deutschen reformatorischen Volkstums gegen das asiatische Wesen des eindringenden Russentums wird in den einzelnen Gestalten erschütternd lebendig. Hier bricht sich die Kraft der jahrhundertealten kraftvollen Kultur an der russischen Überflutung, es wanken die festen Grundmauern, und der Verfall und Untergang in den Stürmen des Bolschewismus vollzieht sich düster und schicksalhaft. —

Jeder Band ist einzeln käuflich. Wir verweisen auf die beiden vorangehenden Bände: „Märzhoffen“ und „Sommerseggen“.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Inhalt

Gesang des Deutschen von Friedrich Hölderlin.

Zehn Jahre deutscher Hochschulkurs in Hermannstadt von Dr. Rich. Csaki-Hermannstadt.

Die Räterepublik der Wolgadeutschen von Oswald Zienan.

Nochmals: Deutsches Baltikum im Wandel der Jahrhunderte von L. Schmidt-Dorpat.

Hermann Kirchner, Leben und Schaffen eines volkstümlichen Komponisten von Alfred Hanke, akad. Musiklehrer, Ratibor.

Rundschau: Zehn Jahre Revales Bote. — Aufruf zur Mitarbeit bei der Einrichtung des allgemeinen V. D. U.-Museums in der Plassenburg ob Kulmbach (Oberfranken, Bayern). — Ein Weltkongreß der Auslandsungarn. — H. Kirchner.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.